

Aus der Zeit gefallene Briefe

von Peter Tenhaef

Leist 2025

Vorwort

Liebe Leserinnen und Leser,

ich stelle hier für Euch ein paar aus der Zeit gefallene Briefe zusammen, die ich in den Jahren 2019 bis 2025 schrieb. Sie sind nur aus innerer Gelegenheit von Ungefähr verfasst, ohne äußeren Anlass, ohne Zusammenhang untereinander und aus unterschiedlicher Perspektive. Ihre Adressaten lebten im fünften und vierten vorchristlichen Jahrhundert sowie im 16. bis 20. Jahrhundert. Der Reiz dürfte also eher in der Verschiedenheit als in der Gemeinsamkeit liegen. Letztere mag nur in mir selbst gegeben sein; aber das zu bemerken sei Euch überlassen.

Ich wünsche Euch ein leserliches Ergetzen bei meinen kleinen Versuchen, sich in den Geist der Zeiten zu versetzen.

Leist, im Februar 2025

Peter Tenhaef

Inhalt

Archippos an seinen Freund Lysis in Theben (über Pythagoras von Samos)	5
An Platon, ein später Brief über die letzten Dinge	12
Kurtze Eingabe eines AugustinerChorherren aus Niderlandt, Petrus Gelriensis an D. Martinum Lutherum	24
Verspäteter Brief eines Spinoza-Freundes an Blaise Pascal (über Benedictus Despinoza)	26
Brief an Thomas Thorild, begraben zu Neuenkirchen 1808	37
Zwei Briefe an Albert Schweitzer	41

Brief des Pythagoräers Archippos an seinen Freund Lysis in Theben

Sei gesund, Lysis, mein Freund aus alten Tagen. Geht es dir wohl im griechischen Mutterlande, wohin ein guter Gott dich gerettet hat? Wie ich hörte, lebst du nun in Theben im Haus des Polymnis und unterrichtest seine Kinder, allen voran den Knaben Epameinondas. Möge es dir wohl gelingen und euch allen heilsam sein!

Von hier aus Italien muss ich dir berichten, dass unser Lehrer Pythagoras von Samos, Sohn des Mnesarchos, nachdem er den Lebenslauf beinahe auf ein Jahrhundert durchmessen hatte, in Frieden verschieden ist, und zwar in unserer Nachbarkolonie Metapontion, wo er die letzten Jahre mit mir verbrachte. Zuvor sind wir nach der Vertreibung aus Kroton herumgeirrt, zuerst nach Kaulonia, dann nach Lokroi. Aber überall hieß es: „O Pythagoras, wir wissen, dass du ein großer und weiser Mann bist. Aber wir wollen bei unserm Althergebrachten bleiben; darum gehe doch an uns vorüber.“ Endlich hat unsere Vaterstadt Taras ihn aufgenommen und mich dazu, freilich unter der Bedingung, dass wir uns aller politischer Äußerungen enthielten. Hier lebten wir etliche Jahre sehr still und unterrichteten nur wenige Schüler in allem, was den Geist erfreut. Gleichwohl haben einige der Tarenter behauptet, wir hielten uns nicht an die Abmachung, da manche Schüler die Polis betreffende Konsequenzen aus unseren Lehren zogen. So musste der Meister in höchstem Alter noch ein weiteres Mal umziehen. Die Metaponter aber haben ihn endlich in Ehren gehalten und haben, da er gestorben, sein Haus den Musen geweiht.

O mein Freund Lysis, da wir die einzigen getreuen Schüler dieses wahrhaft großen und hochgemuten Mannes sind, die noch das Leben haben, gedenke doch seiner mit mir und der Zeit, da wir als Jünglinge von Taras nach Kroton wanderten, entlang der großen Bucht am Gestade des Meeres, um ihn leibhaftig zu sehn und zu hören und wie wir sogleich gebunden waren und nicht mehr zurückkehren wollten und von ihm erlernten, was das gute Leben sei. Wie viele Jahre waren wir seine Schüler mit all den anderen Zugereisten und den Krotoniden, die glücklich und stolz waren, einen solchen Mann in ihren Mauern zu haben!

Es waren freilich günstige Umstände, unter denen Pythagoras nach seinen weiten Reisen im Orient und den Ärgernissen auf Samos in der 62. Olympiade italischen Boden betrat und schließlich in Kroton Gehör fand, nachdem ihn das reiche Sybaris nicht hatte haben wollen. Gewiss war es dort ähnlich gewesen wie auf Samos: Zu großer Reichtum, zu viel der Üppigkeit lässt die Menschen erschlaffen im Geist und selbstgerecht werden, so dass sie keiner Gesundung zu bedürfen

glauben. Kroton aber hatte gerade den unglückseligen Krieg gegen Lokroi verloren, die Menschen waren hilf- und ratlos, und in Pythagoras kam ihnen eine Stärke entgegen, nach der sie verlangten.

Damals – wir lebten noch in Taras, waren noch nicht zu ihm gestoßen – soll er vier Reden vor den Krotoniden gehalten haben: eine vor dem Senat und je eine vor den jungen Männern, den Knaben und den Frauen, wie ich gehört habe. Und er forderte sie auf, das Musaion zu errichten, denn der Einfluss der Musen erstreckte sich auf die ganze Harmonie des Seienden und dies sei wichtiger als äußere menschliche Macht. Und er sagte ihnen, es gebe etwas Höheres, Ursprünglicheres und Umfassenderes als uns Menschen, in dem wir und alle anderen Wesen ihre Wurzel haben. Und dies müsse man allezeit suchen und ehren; andernfalls verlören wir das Richtmaß und verfielen dem blinden Zufall. Da aber alle in ein und demselben wurzeln, solle man nach Kräften den Streit vermeiden. (Er war da gänzlich anderer Meinung als jetzt Herakleitos von Ephesos, für den der Krieg der Vater aller Dinge sein soll.) Ja, den Knaben riet er nicht nur, niemanden zu beleidigen, vielmehr darüber hinaus sich auch nicht gegen Beleidigungen zur Wehr zu setzen. Die Frauen aber lobte er insgesamt, weil ihr Geschlecht weit mehr zur Frömmigkeit neige als das der oft so eigensüchtigen Männer. Nur sollten sie sich nicht von hunderterlei Dingen ablenken lassen, die sie irrtümlicherweise für wichtig hielten. Diese Reden gefielen den Krotoniden wohl und sie bauten das Musaion und weitere Gebäude für unsere Schule. Sie verbesserten ihre Verfassung um der Gerechtigkeit des Staates willen. Und etliche der reichen Frauen gingen hin und hängten ihre allzu prächtigen Kleider in den Tempel der Hera. Einige Frauen und Jungfrauen aber, die besonders begierig nach Weisheit waren, traten sogar in seine Schule ein und lernten mit uns zusammen und vermehrten dadurch die Anmut unserer Lebensweise. – Auch daran wirst du dich gewiss erinnern. So fand Pythagoras offene Ohren bei den Krotoniden; sie folgten seinen besonnenen Ratschlägen volle 20 Jahre lang, und er lehrte sie und brachte Segen über die Stadt, und sein Ruhm ging aus auf die anderen Kolonien der Gegend, bis zu uns nach Taras und weiter.

Was aber war der Kern seiner Lehre? – du weißt es, denn wir Schüler erfuhren tiefere Belehrung durch ihn; er lehrte die Freundschaft aller mit allen: die Freundschaft der Götter mit den Menschen, die Freundschaft der Seele mit dem Leibe, die Freundschaft der Menschen untereinander und noch dazu mit den vernunftlosen Lebewesen kraft der Gerechtigkeit. Weißt Du noch, wie er lachte, als er vernahm, dass wir in unsrer Verehrung untereinander flüsterten, er sei der inkarnierte hyperboräische Apollon. Wollte er doch nicht einmal weise genannt

werden, nur "Freund der Weisheit" und nannte uns Schüler ebenso "Philosophen". Darum lachte er und rief gleichwohl: „Ja, wir alle sind Götter! sofern wir uns nicht abwenden vom Geist, ihn vielmehr durchscheinen lassen wie die Wärme der Sonne; so nämlich halten es die Götter, Apollon zumal. Diese Wärme des Geistes lasst weiterstrahlen in Kroton und wohin ihr auch kommt. Denn wo der Geist offenbar wird, ist Ordnung, Verbundenheit, Freundschaft.“ Und er öffnete uns die Augen, wie es nicht nur Freundschaft unter den Menschen gebe, vielmehr in der ganzen Natur, in der eins dem andern sich zuneige, anfangen von den Elementen, und wie es nicht anders sein könne, da sonst nur das Chaos herrschen würde und grauser Zufall, ja kein Wesen überhaupt existieren könnte. Dies aber könne man gar keine Herrschaft nennen, sondern nur einen gähnenden Mangel. Dass aber solcher Mangel auch unter den Menschen verbreitet sei – darüber dürfe man sich nicht täuschen und dass es gelte, dem abzuhelfen sein Leben lang mit allen Kräften.

Und um diese Kraft zu erbauen und weiter zu nähren, lehrte er uns, den Himmel betrachten, auf dass wir die Ordnung der Sterne besser verstehen lernten, die den ganzen Kosmos in harmonischem Umschwung hält. Und er sagte, wer diese Harmonie der Sphären ganz in sich wirken lasse, der höre sie klingen, nicht mit irdischen Ohren, vielmehr mit geistigen. Und diese Musik gehe weit hinaus über allen Wohlklang auf Erden.

Keineswegs aber solle man hier unter dem Mond die Musik vernachlässigen, denn ihre Ordnung sei dieselbe wie die des Himmels, nur äußere sie sich in größerem Stoff. Darum lehrte er uns, das Monochord zu gebrauchen und an ihm zu erfahren, wie das Schöne ein Spiegel der Ordnung sei, die sich in den göttlichen Proportionen zeige und dass die Musiker sich solcher bedienen, selbst wenn sie dieselben nicht verstehen. – Und weißt du noch, wie wir einmal abends vor dem Hause saßen und das Monochord am Türpfosten lehnte und Aiolos wie von ungefähr über die Saite blies und die Harmonien ertönten, ganz ohne menschliches Zutun? Da sprach er leise: „Wenn die Winde sich erheben, sollt ihr das Tönen verehren.“

Und wie die ganze Natur die Harmonien bewahrt, so bewahren die Töne die Proportionen und diese die Zahlen, in denen sie gründen, und diese das Eine, die höchste Gottheit, die nieverlierbare. Dies lehrte er uns, damit wir aufstiegen von der sinnlichen zur geistigen Anschauung. „Die Zahl, ihr gleichet alles.“ pflegte er oftmals zu sagen. Die ganze äußere Welt sei in der Ordnung der Zahlen auf geistige Weise enthalten. Dies aber sei für die meisten schwer zu verstehen. Darum habe es keinen Sinn, diese Wahrheiten der Menge aufzudrängen. Vielmehr

solle man nur darauf sehen, dass sie sich nicht gar zu grob abwende vom Wahren und sie unterrichten in allem Schönen, was sich gewissermaßen im Vorhof der Wahrheit finde, wobei im Raum der Astronomie, in der Zeit der Musik besondere Ehrenplätze gebührten. Eben darum hieß er ja die Krotoniden das Musaion erbauen.

Leider, lieber Freund, war, wie du weißt, auch dies schon zu viel erwartet. Denn mochten die Krotoniden auch manchem klugen Rat unsres Meisters folgen, in anderem zeigte sich die Menge unbelehrbar. So hatte er zwar uns Schüler überzeugt, dass auch die Tiere unsere Freunde seien und uns die fleischlose Kost schmackhaft gemacht, den meisten anderen aber ging das zu weit. Weißt du noch, wie er manchmal über die Märkte lief und entsetzt ausrief: „Ihr schlachtet und esst eure Brüder und Schwestern!“ und wie er dann in ungewohnter Resignation in die Schule zurückkehrte und seufzte: „Sie begreifen es nicht.“ Stattdessen ärgerten sie sich mehr und mehr an ihm, weil er sie mit seinen Ermahnungen in ihrem Wohllleben störte.

Aber es sollte ja noch ärger kommen. Ich brauche dich nicht an den Krieg mit den Sybariten erinnern, den Pythagoras nicht verhindern konnte und wie sich die Menge im Streit um die Landverteilung über Pythagoras erboste, der gegen die Verlosung sprach. Überhaupt verlor Pythagoras, und mit ihm die ganze Schule, an Sympathien, da er dem Volk nicht nach dem Munde redete und die Meinung vertrat, eine schrankenlose Demokratie könne nur in Tyrannei umschlagen, wie man an vielen Beispielen sehe. Daher sei es besser und aussichtsreicher, an die Vernunft und Besonnenheit der Aristokraten zu appellieren. Die eigensüchtigen Interessen der Mehrheit seien nicht dasselbe wie das Gemeinwohl.

Du weißt, was daraus geworden ist, wie Kylon und Ninon in der Volksversammlung unsere Philosophie als eine Verschwörung gegen die Massen darstellten. Das Schlimmste aber war, dass unser früher hoch geschätzter Genosse, der glänzende Hippasos, die Seiten wechselte und im Senat Partei gegen die aristokratische Verfassung ergriff, die meisten hinüber zog und einige von ihnen gar handgreiflich gegen uns wurden.

Was den Meister am tiefsten erschütterte, war der geistige Verrat des Hippasos, der nun unsre sorgsam bewahrten Geheimnisse wie Perlen vor die Säue warf, den Dodekaeder, die Quintessenz der Elemente, ausplauderte, als wär er bloß eine Spielsache. Vor allem erdreistete er sich zu sagen, Pythagoras habe uns alle getäuscht, in Wahrheit beruhe die Welt keineswegs auf schönen Proportionen,

schon gar nicht auf der Tetraktys der ersten vier Zahlen, vielmehr verlaufe sie sich ins Unendliche, ins Ungefähre und sei am Ende ganz irrational, und die Zahlen seien keineswegs heilig wie Götter, vielmehr bloße von Menschen festgesetzte Größen, die zu nicht mehr als zum bloßen Abmessen taugen. In gleicher Weise sprach er auch über die Musik und behauptete, die Töne, die die Musiker verwenden, entsprächen nur der Gewohnheit und keinem Gesetz, erst recht keinem göttlichen. Er behauptete auch, gleich Herakleitos, der Urgrund der Dinge sei Feuer und nicht etwa Geist, wie Pythagoras lehrt. Ja, er enthielt sich nicht, dessen ganze geistige Lehre einen „Schwindel“ zu nennen!

Angesichts solcher Profanierung verschlug es Pythagoras die Sprache, und er sagte nur: „In dieser Stadt können wir nicht bleiben.“ Erst später, nach unserer Flucht, fand er sich wieder und sprach zu mir: „Archippos, ich habe euch gelehrt, dass das Wesen der Wirklichkeit geistiger Art sei, und das ist die Wahrheit; denn die Welt ist nicht aus kruden dreidimensionalen Körpern zusammengesetzt, wie es den Anschein hat, auch nicht zuerst aus der Kraft des Feuers – die kommt aus der 2 –, vielmehr ist sie aus der Teilung des Einen Ganzen hervorgegangen gemäß der Reihe der Zahlen. Und es gibt keine Form ohne Geist, nur ist er unterschiedlich subtil, und viele erkennen ihn nicht, wie es bei mathematischen Gegenständen zu sein pflegt, ja selbst in den Tönen; doch gerade dort ist er besonders rein und stark. Was aber das Unendliche betrifft, so ist es das Potential aller Formen und alles andere als ein geistloses Grau; doch es ist für uns, die wir Geformte und Formende sind, nicht zu erkennen. Darum lehrte ich euch, dass man eine fromme Scheu davor haben und nicht damit spielen soll. An uns ist es nämlich, von überall her auf das Eine zuschauen und sich nicht ins Unendliche zu verlieren. Ja, es ist gut für den Menschen, wenn er sich im Ausgreifen zu beschränken weiß, und sei es schon bei der 5. Denn darin und nicht im Unermesslichen liegt seine Freiheit. Wer das nicht versteht, wird es teuer bezahlen müssen.“ So sprach er, ohne den Namen Hippasos zu erwähnen.

Du, Lysis, warst dem Hippasos früher mehr zugetan als ich und wolltest ihn nicht sogleich aufgeben. Noch von Theben aus hast du, wie mir zu Ohren kam, einen Brief an ihn geschrieben und ihn ermahnt, sich zu besinnen und zurückzukehren zur wahren Philosophie. Ich weiß nicht, ob er dir geantwortet hat. Seinem Auftreten nach ist er bei seiner unphilosophischen Art der Mathematik und Weltbetrachtung geblieben. Am Ende aber – das weißt du vielleicht noch nicht – ertrank er bei einem Schiffbruch im Meer, gewissermaßen in der Unendlichkeit und Uferlosigkeit, die er heraufbeschworen. Ob der Meister das vorausgesehen

hatte? – Hippiasos hat aber viele Nachfolger. Die werden nicht alle im Meer ertrinken, – nicht real, doch vielleicht im tieferen Sinne.

Nun wirst du dich fragen, wie ich denn mit dem greisen Pythagoras, nachdem der Mob der Krotoniden uns vertrieben und in alle Winde zerstreut hatte – du hast es am eigenen Leibe erfahren –, weiter die Zeit verbrachte, neben dem wenigen Unterricht. – Für einige Zeit war Pythagoras nahezu verstummt. Zu tief hatte es ihn getroffen, dass gerade der kluge Hippiasos das Wesen der Philosophie verraten oder besser gesagt: so wenig verstanden hatte. Dann aber fasste er sich, und der Geist wurde stärker in ihm als zuvor. Nur enthielt er sich jetzt, unmittelbar auf die Polis zu wirken, nicht nur weil die Tarenter es verboten, sondern auch weil ihm die Lust dazu vergangen war. So unterrichteten wir unsre Schüler in geistigen Dingen, die die Menschen für harmlos halten. Überdies beschäftigten wir uns mit Reisebeschreibungen und Zeichnungen von Landkarten, wobei Pythagoras aus vielfältigen Erinnerungen und Aufzeichnungen schöpfte. Zwischendurch bemerkte er einmal lächelnd: „Gegen so viel praktische Nützlichkeit hätte nicht einmal ein Hippiasos etwas einzuwenden.“

Seine Liebe aber galt mehr denn je der Theoria. Nachdem ich hauptsächlich den Unterricht übernommen hatte, schrieb Pythagoras mehrere Bücher. Früher waren von ihm ja nur etliche der Goldenen Verse im Umlauf. Jetzt aber schrieb er noch Bücher über den Kosmos, über die Seele und über die Frömmigkeit, mit Vorliebe in Hexametern. Er wollte damit aber nicht an die Öffentlichkeit treten. Vielmehr gebot er mir, diese Bücher für solche zu bewahren, die der Inhalte würdig seien. Wer aber sind solche? Sicher weiß ich nur von einem, und das bist du, mein Lysis. Ich bin älter als du und habe weder Kinder noch sonst einen, der mir nachfolgt. Bei dir dürften diese Bücher besser aufbewahrt sein, vielleicht dass der Epameinondas oder sonst einer deiner Schüler ihrer würdig sei. Darum schicke ich dir diese Bücher zusammen mit diesem Brief nach Theben. Mögen sie ihr Ziel erreichen!

Behalten möchte ich vorläufig nur das letzte Buch des Pythagoras, das ihm selbst das liebste war. Er nannte es die „Heilige Rede“ und es bestand aus mehreren Hymnen an die ersten Zahlen, an die Tetraktys. – Du musst nämlich wissen, dass Pythagoras und ich unsere schönsten Abendstunden damit verbrachten, uns ganz den Zahlen zu widmen. Dabei sannen wir darauf, welche Verhältnisse die Zahlen in sich selber haben, ob sie ungerade oder gerade seien, ob sie Teiler kennen, wenn ja, wie viele, welche und welcher Art, und wie jede dadurch ihr

unverwechselbares Gesicht hat und gleichwohl alle im Einen gründen, ja aus gar nichts anderem bestehen als aus eben diesem Einen, gerade so wie der ganze entfaltete Kosmos. Und dann stellten wir unterschiedliche Zahlen ins Verhältnis und suchten endlich, wo in solcher Proportion die Mitte liege, um das wahre, glückliche Maß zu finden. Wir fanden aber, dass es drei unterschiedliche Arten von Mitten gebe, eine, die man gemeinhin als Durchschnitt kennt – wir nannten sie das arithmetische Mittel –, eine als Wurzel aus dem Produkt beider Zahlen – wir nannten sie das geometrische Mittel – und eine als verdoppeltes Produkt beider Zahlen, geteilt durch ihre Summe – wir nannten sie das harmonische Mittel. Aus dieser Betrachtung ergaben sich die schönsten freundschaftlichen Verhältnisse, auch solche, an die wir noch nie gedacht hatten, in manchen Fällen sogar schöne Dissonanzen. Wir stellten sie nämlich alle auf unseren Monochorden ein, indem wir die Saiten entsprechend mit Stegen abteilten, und machten sie klingend, auf dass sie gleichsam aus dem reinen Geist in die Welt treten und doch in ihr den Geist bewahren. Behalte dies aber für dich und verrate es keinem Unwürdigen, auf dass uns nicht noch einmal eine Profanierung widerfahre wie im Falle des Hippias und die philosophischen Einsichten in den Geist nicht abermals zu billigen Rechenspielereien herabgewürdigt werden.

Nachdem Pythagoras seine Hymnen an die ersten vier Zahlen gedichtet hatte, wobei natürlich das Eine den höchsten Lobpreis fand, dachte ich und offenbar er selber auch, das Buch sei nun vollendet. Aber nach einer geraumen Zeit schrieb er noch eine liebevolle Hymne über die 5. Ich schaute ihn verwundert an; doch er sagte nichts dazu, und ich wagte nicht zu fragen. Und nach einer noch größeren Weile schrieb er als Allerletztes eine Hymne an das Nichts. Mich schauderte, muss ich gestehen. Ich habe sie mehrfach gelesen, aber sie geht über meinen Verstand, weil darin das Nichts mit dem Unendlichen zusammenfällt und man vergebens nach irgendeinem Halt sucht. Bemerkenswert aber scheint mir zu sein, dass Pythagoras seine Hymne an das Nichts nicht etwa an die erste Stelle setzte, vielmehr *nach* der Hymne an das Eine anordnete, als wolle er sagen: Selbst das Nichts kann ohne das Eine nicht sein, setzt dieses womöglich voraus. Ich weiß aber trotzdem nicht, ob es gut ist, dass dieses Gedicht bekannt werde.

Manches, o Lysis, ergründen wir nicht, sei es direkt von den Göttern oder auch von gottähnlichen Menschen, wie von unserm Lehrer Pythagoras. Dass wir ihn aber unter uns hatten wie der Kosmos die Sonne, dessen wollen wir eingedenk sein und dem Einen danken, das ihn hervorgebracht hat.

So lebe denn wohl mit den Deinen und vergiss deinen alten Freund Archippos nicht.

An Platon
ein später Brief über die letzten Dinge

*den Mathematikern Rainer Schimming und Jürgen Flachsmeyer zu fortwährendem
Dialog*

Wo auch immer sein hoher Geist weilen mag, dem Platon fröhliches Gedeihen!

Spät fürwahr, verehrter Platon, wende ich mich an Dich, dazu als ein unwürdiger Barbar (wenn auch mit dem hellenisch klingenden Namen Petros), bin ich doch weit im Nordwesten Europas geboren, aus einem Stamm, den die italischen Römer Cugerner nannten, und schreibe Dir jetzt vom nebligten Gestade des Skythischen Nordmeeres. Aber das tut wenig zur Sache. Eher scheint schon ins Gewicht zu fallen, dass, seit Du in Hellas lebstest, zwei mal zwölf Jahrhunderte vergangen sind. Inzwischen ist mancherlei geschehen, doch auch davon soll jetzt nicht die Rede sein; denn im Grunde ist die Welt und sind die Menschen ganz ähnlich geblieben wie zu Deiner Zeit. Wäre es anders, wie sollten da Deine Lehren noch irgendwelches Interesse finden? Allerdings sind die Freunde der Weisheit nicht gerade zahlreicher geworden als zu Deiner Zeit; vielmehr muss man sie unter den mittlerweile in die Millionen, gar Milliarden zählenden Erdenbewohnern suchen. Übrigens bist Du nicht der einzige Hellene, der auch heute noch ein Ohr findet, aber unter den vielen berühmten vielleicht der ruhmreichste. Denn mehr als Achilles oder Odysseus, wohl gar mehr als Dein strebsamer Schüler Aristoteles (oder sein Schüler Alexander) hat Dein Geist in den verflossenen Äonen fortgewirkt. – Ich selbst bin freilich zuvorderst in die Schule des ehrwürdigen Pythagoras von Samos gegangen, habe das Monochord, mithin die edle Musik und ihre harmonischen Maße studiert und gelehrt; aber von dort ist es nicht weit zu Dir, wie Du Dir sicherlich denken kannst.

Mit Deinen Dialogen, o Platon, die ein guter Gott uns erfreulicherweise alle erhalten hat, dazu einige Briefe, bin ich schon in jungen Jahren verschiedentlich in Berührung gekommen. Allerdings kann ich leider nicht von mir sagen, dass ich sie wirklich gründlich kenne. Das mag zu einem großen Teil einer gewissen Flüchtigkeit meines Charakters zuzuschreiben sein, weiterhin einem Mangel an geeigneten Lehrern, schließlich aber auch einer Art von Dunkelheit, die Du in die Dialoge hineingelegt hast, so dass vieles darin verborgen oder auch, wenn man

anders so sagen will, offen bleibt. Wie ich erst jetzt in meinem angehenden Greisenalter verstehe, lag dies gerade in Deiner Absicht, damit nicht etwa, mit einem geflügelten Wort zu sprechen, Perlen vor die Säue geworfen würden. Umso dringlicher ist meine Hoffnung, von Dir nicht unter die Letzteren gezählt zu werden, vielmehr, ungeachtet meiner Unwürdigkeit, einige Aufklärung zu erhalten, weiß ich mich doch in der Suche nach der Wahrheit Deinem Geist verbunden.

Erst vor wenigen Monaten kam ich mit einem gelehrten Mathematiker auf Deine Philosophie zu sprechen. In unserm Dialog waren wir uneins, ob denn Deine Lehre eigentlich auf Dualismus oder auf Monismus hinauslaufe. Jener Mathematiker brachte nämlich vor, Deine Ideenlehre mit ihrer grundsätzlichen Unterscheidung von Materiellem und Geistigem sei ein geradezu klassischer Fall von dualistischem Denken, während ich einwandte, Deine Schüler hätten jahrhundertlang bezeugt, dass für Dich letztlich alles im Einen gründe. Daraufhin habe ich Erkundigungen eingezogen, was heute aufgrund einer erstaunlichen „Vernetzung“ des Wissens geradezu kinderleicht ist, und gesehen, dass unsere unterschiedlichen Ansichten zu diesem Thema bereits eine lange Tradition haben. Gaben die meisten Jahrhunderte eher meiner Position Recht, so wendete sich das Blatt in den letzten zweihundert Jahren, nämlich seitdem die Gelehrten, insbesondere die Philologen unter ihnen, ganz darauf setzten, Deine Lehre allein in Deinen an das Licht der Öffentlichkeit gelangten Dialogen zu suchen und zu bestimmen. (Einer, darauf beschränkt, meinte gar, mit Deiner Philosophie sei es doch nicht allzu weit her.) In der Tat, beschränkt man sich auf Deine Dialoge, so mag es wohl danach aussehen, dass die Zwei die Mutter aller Dinge sei, ja allen Seins.

Nun hat sich aber in den letzten Dekaden unter den Philosophen, die Dir nachzufolgen bemüht sind, (gerade vor und hinter dem Rätischen Gebirge) eine Schule hervorgetan, die die alte Tradition Deiner „ungeschriebenen Lehren“ – so schon von Aristoteles bezeichnet – wieder aufgegriffen und sinnreich erläutert hat. Dabei verweisen diese Philosophen nicht nur auf das vielfache Zeugnis Deiner Schüler und Enkelschüler, sondern auch auf einen langen Brief, den Du im Alter an die Freunde des ermordeten Dion nach Syrakusai auf Sizilien geschrieben hast. Da sagst Du, dass es über die letzten Dinge keine Schrift von Dir gebe, noch jemals geben werde; denn:

„Die Erkenntnis dieser Dinge lässt sich überhaupt nicht in Worten mitteilen wie andere Erkenntnisse, sondern nach langer Beschäftigung mit diesen Dingen und einem Sichhineinleben wird sie in der Seele plötzlich

wie ein Licht, das sich aus einem strahlenden Funken entzündet, geboren und nährt sich von sich selbst.“

Solche treffliche Rede wollte den gegnerischen, mehr philologischen Philosophen gar nicht gefallen und sie behaupteten kurzerhand, Dein Brief an Dions Freunde sei gewisslich gefälscht. Die anderen aber hielten ihnen mancherlei weitere Andeutungen in Deinen Dialogen entgegen, besonders im *Phaidros*, dazu etliche Berichte Deiner Schüler, und legten diese wiederum im Sinne der ungeschriebenen Lehren aus. Soweit ich sie verstanden habe, war es danach Deine Meinung, die in Deinen Dialogen vertretene Ideenlehre nicht als „der Weisheit letzten Schluss“ auszugeben, eher als ein schriftliches Propädeutikum, das der weiteren mündlichen Unterweisung bedürfe. Worin diese bestand, konnten die Philosophen in Umrissen ebenfalls ermitteln. Allerdings hat mich das Ergebnis, ehrlich gesagt, nicht ganz befriedigt; jedenfalls sind da für mich (als einen Schüler des Pythagoras) einige Fragen offen geblieben.

Dir Platon gebührt, neben Pythagoras und vor anderen Hellenen, auch vor Anaxagoras, zweifellos der Ruhm, aufgewiesen zu haben, dass das Wesen der Dinge sich nicht in ihrer physischen Erscheinung erschöpfe, dass diese vielmehr notwendig in einer intelligiblen Wirklichkeit gründe, die Du „Idee“ nanntest, mitunter auch „Seele“, Dein Schüler Aristoteles aber „Form“. Die heutigen Naturgelehrten ziehen es meist vor, von „Gesetz“ zu sprechen. Man mag aber zweifeln, ob damit jeweils dasselbe gemeint sei. Ich will mich an dieser Stelle nicht festbeißen in der Frage, was hier transzendent oder immanent sei, denn beides scheint mir nicht so unvereinbar zu sein, wie es meistens aufgefasst wurde; vielmehr sei nur festgehalten, dass es sich um zwei unterscheidbare Ebenen des Seins handelt, jedenfalls der menschlichen Betrachtung nach. Wenn ich Dich richtig verstanden habe, so liegt in der Idee die *Einheit* eines Dinges, und das notwendigerweise, weil sonst nur Chaos wäre und nicht Kosmos. Der Ideen allerdings sind ihrerseits viele, und sie bedürfen daher einer weiteren Rückführung, worin sie zusammengehalten werden. Diese Protologie sei das Thema Deiner ungeschriebenen Lehren, wie ich mir sagen ließ. Ich bin da im Wesentlichen der Darstellung eines hochgeehrten italischen Philosophen namens Reale gefolgt – ja Reale, da mag man sich wundern –, kann aber nicht beurteilen, ob er Dich in jeder Hinsicht richtig verstanden hat.

Nach Reales Darstellung geht Deine Protologie davon aus, dass die Ideen über allgemeinere Metaideen auf zwei Prinzipien zurückführbar sind, die „Einheit“ und die „unbegrenzte Zweiheit“. Zwischen diesen Ebenen der Seinspyramide vermitteln an verschiedenen Stellen Zahlen und Figuren, wobei Du ihrerseits

ideale und mathematische Zahlen und Figuren unterscheidest. Und dann gibt es da noch, gerade in Deinem späten *Timaios*-Dialog, als weiteren Vermittler oder Ordner den Demiurgos, der die Ideen zur Realisierung bringt. Ich bin wahrscheinlich ein zu einfältiger Mensch, aber ich muss gestehen: die Vorstellung kommt mir etwas kraus vor, und ich bin unsicher, ob Du sie ganz im Ernst so gemeint hast.

Beginnen wir mit dem Demiurgen, dem Schöpfergott. Der ist zwar für spätere Jahrhunderte im Allgemeinen die allerletzte Wirklichkeit, das Alpha kai Omega sozusagen, und Reale behandelt ihn auch, als Höhepunkt, am Schluss seines Buches. Das steht im Einklang mit einer zwischen uns liegenden zweitausendjährigen Tradition des Monotheismus, die übrigens, gerade wegen Deines Demiurgen, große Stücke auf Dich hielt. Ob Du das aber so gemeint hattest? Ich denke, Euch Hellenen waren die Götter immer leicht zur Hand, wenn ich so sagen darf. Und gewiss wird, so betrachtet, der Demiurgos nicht der einzige Gott für Dich gewesen sein, und nicht einmal der höchste. Als den hast Du eher Apollon erkannt, aber nicht wegen der Geschichten, die die Dichter von ihm erzählen, sondern weil er das Eine als das „Nicht-Viele“, das „A-pollon“, repräsentiert. Damit verglichen kommt mir Dein Demiurg noch mehr wie ein Deus ex machina vor, und ich bin geneigt, auch ihn für eine Metapher oder einen Mythos zu halten. Aber wofür? Vielleicht darf man das in diesen Sphären nicht fragen, weil es hier nicht um simple Tatsachen geht und man sich gewissermaßen so oder so auf schwimmendem Boden bewegt. Jedenfalls kann auch ein Monotheist nicht übersehen, dass Dein Demiurg durchaus nicht an höchster Position steht, eher an mittlerer; er erscheint daher aus späterer Perspektive als eine Art „Hilfsgott“. Ich kann mir nicht helfen: Das hat wenig Überzeugendes.

Und ist denn so ein Demiurg wirklich nötig? Als Musikgelehrter freilich möchte ich ihn nicht gerne missen, erschafft er doch die Seele nach den Proportionen der dorischen Tonleiter. Aber auch das kann ich wiederum nicht ganz ernst nehmen. Bei allem Respekt für die dorische Tonleiter und die hellenische Musik überhaupt, es gibt auch andere Möglichkeiten von Ordnungen, und die dorische Tonleiter ist nicht unbedingt die allereinfachste. (Oder findest Du, dass die Proportion des Limmas $256/243$ der Einheit nahe ist, weil sie nur aus der 2 und der 3 extrapoliert wurde?) Und wenn ein Gott nötig ist, um von einer Seinsebene zur anderen zu vermitteln, dann doch wohl auf allen Ebenen. Da scheint es mir aber sinnvoller, die nötige Wirkkraft oder Göttlichkeit auf den verschiedenen Ebenen in das Sein selbst zu verlegen.

Überhaupt zweifle ich, ob denn ein spezieller „Motor“ nötig sei, um die Dinge und Ideen anzutreiben. Auch Aristoteles scheint ihn zwar für nötig zu halten, wenn er einen ersten „unbewegten Beweger“ postuliert. Aber könnte die Bewegungskraft nicht in den Dingen und Ideen selbst liegen, am Ende gar in den Prinzipien und Zahlen? Aristoteles ist zwar der Meinung, nur Lebewesen könnten sich bewegen; aber das kommt mir – mit Verlaub – einigermaßen oberflächlich vor. Immerhin war er sich bewusst, dass sich nicht nur Tiere, sondern auch Pflanzen bewegen. Bei noch längerem Atem und schärferem Auge würden wir sehen, dass auch Kristalle gewissermaßen wachsen, ja dass in den Atomen – nicht wie Demokrit sie sah als tote Bausteine – eine Welt von geradezu rasender Energie steckt. Wie sollten diese Energien da den intelligiblen Welten mangeln, wenn schon die vergleichsweise plumpe Materie voll davon ist?!

Für weit wichtiger und grundlegender als die Rede vom Demiurgen halte ich die von den Prinzipien des Einen und Zweiten. Bevor ich aber dazu komme, soll noch von Deiner Verwendung der Zahlen die Rede sein. (Die Figuren seien darin inbegriffen.) Deine Unterscheidung von idealen und mathematischen Zahlen – jedenfalls hat Aristoteles sie so dargestellt –, verwirrt mich, muss ich gestehen. Während Du die mathematischen Entitäten der Arithmetik und Geometrie zwischen der Ebene der Ideen und der Ebene der physischen Welt angeordnet haben sollst, wie auf ihren unteren, angewandten Rängen auch die Astronomie und die Musik, so die idealen Zahlen hoch oben zwischen die Prinzipien und die Ideen, gerade als handelte es sich um wesentlich Verschiedenes. Nun muss ich zugeben, dass auch Pythagoras in ähnlicher Weise von den Zahlen geredet hat; aber, wie ich ihn verstanden habe, meinte er damit nur unterschiedliche Ansichten oder Perspektiven auf ein und dasselbe. Einig seid Ihr Euch aber gewiss darin, dass wir die idealen Zahlen keineswegs mit den heute so benannten „symbolischen Zahlen“ verwechseln dürfen, solchen, die man mit irgendwelchen Inhalten aus der Erscheinungswelt assoziiert – so etwa die 4 mit den Jahreszeiten –, denn das hieße, das obere mit dem unteren verkehren. Vielmehr wissen die idealen Zahlen nichts von Angewandtem und sind reine Form aus sich selbst, während die symbolischen Zahlen diese reine Form mit der unteren Welt der inhaltlichen Vorstellungen und Erscheinungen verbinden.

Übrigens gibt es doch noch eine weitere, noch sinnlichere und geistärmere Art der Zahlenbetrachtung, nämlich die, die aus dem bloßen Abzählen von physischen Dingen hervorgeht. Ich möchte sagen, dass dies die Art der Kinder, vielmehr der Krämer und Geldwechsler ist. Freilich scheinen heute, wenn ich recht sehe, auch

nicht wenige Mathematiker eine ebensolche Zahlenlehre zu vertreten. Das hat nicht zum geringsten Aristoteles zu verantworten. Wir aber halten fest daran, dass diese simple Betrachtungsweise das Wesen der Zahl in keiner Weise erschöpft.

Aber wie steht es nun mit Deiner angeblichen Trennung von mathematischen und idealen Zahlen, für die die 1 von der nicht operationalen Einheit, die 2 von der Zweiheit und so fort zu unterscheiden sei? Hat Aristoteles Dich da richtig verstanden? Oder war nicht Dein Neffe und Nachfolger in der Akademie Speusippos verständiger, der da keinen Unterschied im Wesen macht? Ich jedenfalls möchte mich ihm darin anschließen; ja, ich glaube ein getreuer Schüler des Pythagoras zu sein, wenn ich sogar die quasi physischen Abzählzahlen der bloßen Quantitäten nicht als „Unrat“ abtun will, sondern aufhebe und behaupte, dass alle diese Zahlen, die abzählenden, die symbolischen, die mathematischen und die idealen, in ihrem Wesen zusammenhängen und eins seien und nur durch unsere verschiedenen Perspektiven auf sie getrennt erscheinen. Mehr noch: Wenn die Zahl auf allen Ebenen des Seins begegnet, von den unteren physischen Dingen bis zu den höchsten Prinzipien, sollte sie da nicht der eigentliche „rote Faden“ der Wirklichkeit sein, der „die Welt zusammenhält“?! Und ob wir nun von „Ideen“, „Formen“ oder „Gesetzen“ sprechen, ist womöglich nicht so treffend, als wenn auf allen Ebenen von den „Zahlen“ die Rede ist. Dies würde aber auch Deinen Demiurgen abermals überflüssig machen, insofern Du ihn als Ordner des Chaos zu brauchen scheinst. Wenn nämlich überall und immer schon die Zahl regiert, bedarf es keines solchen außerordentlichen Ordners mehr. – Vielleicht ist Dir das, o Platon, zu kurzschlüssig, sonst hättest Du dem Pythagoras nicht nur ein Ohr geliehen, sondern wärest ganz und gar Pythagoräer geworden. Denn was ich hier sage, ist ja nicht aus mir selbst gewachsen, vielmehr die ständige Rede des Pythagoras: „Alles ist Zahl.“

Wie es aber im Einzelnen zugehe, von der Zahl zur physischen Welt zu kommen, darüber Rechenschaft abzulegen – ich muss es gestehen –, übersteigt meine Fassungskraft, freilich nicht nur die meine. Du selbst hast viel scharfsinnige Untersuchungen darauf verwandt, die mich in Vielem an Pythagoras erinnern, so wenn Du die ersten vier Zahlen, die Tetraktys, als die grundlegenden des ganzen Weltgebäudes auffasst und mit ihnen Punkt, Linie, Fläche und Körper aufspannst, die erst im weiteren Verlauf durch die komplizierteren Verhältnisse der höheren Zahlen zur konkreten Wirklichkeit erfüllt werden. Wie das genau geschehen soll, ist mir freilich nicht eingegangen.

Des Weiteren legst Du viel Wert auf die Dihairesis, die Du aus der Idee der Zwei herleitest, indem Du zeigst, dass alles sich in zwei Aspekte oder Elemente

zerlegen lässt und diese Elemente wiederum in zwei und so fort. Das lässt sich wohl nachvollziehen, aber ich frage mich, warum dabei ausschließlich die Zwei mit ihren Potenzen herrschen soll. Zwar ist die Zwei unstreitig von besonderem Rang als die erste der zählbaren Zahlen – denn im Einen gibt es nichts zu zählen –, aber die Zahlenreihe ist damit doch nicht am Ende, vielmehr erst am Anfang; und die Drei und die Fünf und die weiteren Zahlen, vornehmlich die, die man als Primzahlen bezeichnet, sollten doch auch ihre Rechte haben. Ich muss allerdings zugeben, dass man mit Deiner Dihairesis sehr weit kommt. Das sehe ich nämlich an gewissen genialen Rechenmaschinen, die man hier vor wenigen Dekaden erfunden hat und die ausschließlich auf dem Zweiersystem beruhen; man nennt es auch „digital“. Es ist verblüffend, wie gut man mit seiner Hilfe die Welt beschreiben kann, jedenfalls scheint es so; ich habe aber Zweifel, ob mit dem beständigen Entweder-Oder des digitalen Systems die ganze Komplexität wirklich erfasst ist oder ob uns diese Betrachtungsweise letztlich nicht eher in die Enge führt als in die Weite.

Aber auch wenn man die höheren Primzahlen miteinbezieht, bleibt das grundlegendere Problem des Übergangs von der Zahl zum Konkreten, anders gesagt: von der Idee, der Form, dem Gesetz zur Materie. Die Naturforscher der neueren Zeit sind – im Grunde an die Perspektive des Aristoteles anschließend (auch wenn sie im Einzelnen viel an ihm zu kritisieren hatten) – an die Sache gleichsam „von unten“ herangegangen. Ja, sie hatten vielleicht gar nicht im Sinn, von dort bis nach „ganz oben“ vorzustößen, sondern wollten nur genaue Messungen machen und darüber irgendwelche Gesetzmäßigkeiten oberhalb der Sinnendinge finden. Soweit ist ihnen das auch in erstaunlichem Umfang gelungen; die dabei zu Tage tretenden Zahlen ließen freilich keineswegs immer die ihnen von Hause aus eigene harmonische Einfachheit erkennen. Nun blieb es jedoch nicht dabei und die Gelehrten suchten weiter nach den Grundlagen dieser Gesetze, mit Deinen Worten gesagt: nach den „Metaideen“ und Prinzipien. Dabei geschah es, als sie weiter vordrangen, dass die Verhältnisse einerseits immer komplizierter und unbegreiflicher wurden, andererseits aber auch auf verblüffende Weise als einfache hervortraten. So sollen in der sogenannten Quantenphysik die einfachen natürlichen Zahlen eine ganz entscheidende Rolle spielen. Leider verstehe ich allzu wenig davon, um Dir das weiter auseinanderzusetzen. Ich wollte Dir damit nur andeuten, dass sogar mit der induktiven Methode ein Weg vom Physischen zu Maß und Zahl führt, mithin zur Metaphysik.

So scheint es auch in anderer, damit zusammenhängender Hinsicht der neuesten Physik zu sein, die ich gleichfalls nur andeuten kann: Zunächst dachte man, dass

Demokrit mit seinen Atomen als kleinsten Bestandteilen der Materie der Preis zukomme, die Dinge schon früh richtig gesehen zu haben. Aber dann stellte sich heraus, dass es innerhalb der Atome noch viel kleinere Elementarteilchen gebe und so fort – bis sich zuletzt alles in ausdehnungslose Punkte aufhebt und einem die Materie sozusagen unter den Händen zerrinnt. Da weiß man nun nicht, ob man sich im materiellen oder im geistigen Kosmos befindet. Jedenfalls scheint es einen Weg vom Materiellen zum Geistigen zu geben, und der müsste auch in umgekehrter Richtung beschritten werden können. Vielleicht dauert es nur noch eine Weile, bis dies klarer vor Augen liegt.

Ein Gedanke kommt mir noch: Es dürfte ein Irrweg sein, die Erkenntnis der Dinge in absoluten Daten, d.h. in isolierten Zahlen zu suchen. Vielleicht ist es auch hier mit den Dingen wie mit den Zahlen selbst. Eine Zahl im höheren Sinne hat doch immer eine strukturelle Gliederung, also vielfältige Verhältnisse in sich selbst. (Die 6 z.B. ist nicht nur 1×6 , sondern auch 6×1 , 2×3 , 3×2 , $1+5$, $5+1$, $2+4$, $4+2$, $3+3$ und außerdem die Summe ihrer Teiler: $1 \times 2 \times 3 = 6 = 1+2+3$. Welche Vielfalt der Bezüge, von höheren Zahlen zu schweigen, etwa der 60, die schon die Babylonier nicht ohne Grund so sehr liebten!) Könnte es nicht mit den Dingen ähnlich sein und mit dem Verhältnis zwischen den Dingen und den Zahlen, die vielfältige (aber vielleicht unterschiedlich viele) Möglichkeiten der Ansicht bieten? Ja, es war wohl eine fragwürdige Tendenz der neueren Zeit, die Dinge und Zahlen gleichsam „festnageln“ zu wollen. In Wahrheit scheinen die Verhältnisse viel dynamischer und polyperspektivisch zu sein. Aber wir Menschen sind wie eigensinnige Kinder und stehen nur zu gern „auf unserm Stück“.

Kommen wir zurück auf Deine Deduktionen, und sprechen wir von den einfachsten, den ersten Prinzipien. Du nennst sie „das Eine“ und „die unbegrenzte Zwei“. Es beglückt mich, dass Du die Prinzipien in den Zahlen findest, denn was gäbe es Einfacheres und Reineres und was könnte überhaupt prinzipieller sein als Zahlen, und unter ihnen der Anfang der Zahlen?! Mit der „unbegrenzten Zwei“ willst Du offenbar sagen, dass mit der Zwei das Prinzip der Vielheit bis ins apeiron in die Welt gekommen ist, mit dem Einen hingegen das Prinzip der Einheit. Nun stellst Du aber das Eine der Zwei gegenüber, indem Du es als das peron, das Begrenzte, ansiehst, das, wodurch alles seine Bestimmung und Identität erlangt. So berichtet es jedenfalls Aristoteles (und sein Kommentator, ein gewisser Alexander von Aphrodisias): „Jedes Ding ist *eines*, soweit es etwas Bestimmtes und Begrenztes ist.“ Obgleich ich diesem Gedanken etwas abgewinnen kann, scheint er mir ein zweiter zu sein, vor dem der erste fehlt oder nicht ausgesprochen

ist, nämlich der Gedanke des Einen an sich. Deine Prinzipien machen dagegen den Eindruck einer vorgegebenen Polarität. Dieser Ausdruck ist immerhin treffender als „Dualität“, denn Deine beiden Prinzipien sind keine gegeneinander stehenden, einander ausschließenden Antagonisten, vielmehr kooperieren sie stetig; sonst gäbe es gar keinen Zusammenhang, mithin gar keine Welt, weder in sinnlicher noch in intelligibler Weise. Was mich aber irritiert, ist, dass Du das Eine gewissermaßen aus der Zwei ableitest und nicht umgekehrt. Denn nur wenn die unbegrenzte Zwei schon da ist, kann das Eine seine Aufgabe als Begrenzer oder Ordner erfüllen, die Du ihm zuschreibst. Das erinnert mich an Kosmogonien etlicher Völker, wonach die Erschaffung der Welt eigentlich nur in der Ordnung des Chaos besteht. Das ist mir aber nicht grundsätzlich genug; denn wir reden hier nicht mehr von der sinnlichen Welt und ihrer Ordnung, sondern von einer grundlegenden. In dieser muss auch das Chaos, wenn Du denn die „unbegrenzte Zwei“ so nennen magst, seinen Grund haben.

Nun ist doch die Zwei ohne das Eine nicht zu denken. Sehr wohl aber ist das Eine ohne die Zwei zu denken, ja es enthält gewissermaßen die Qualität der Zwei in sich. Denn wenn die Zwei für das Prinzip des Unbegrenzten steht, so muss dies schon für das Eine gelten, insofern es als Einziges gedacht wird. Gäbe es absolut nichts als das Eine, so wäre es nämlich nicht begrenzt, sondern unbegrenzt. Das Bestimmte, Definierte und Definierende aber kann das Eine erst werden, nachdem es die Zwei hervorgebracht und sich selbst als Einheit von der Zweiheit unterschieden hat. – Ist es so, o Platon, dass Dir an diesem Bestimmten so viel liegt, dass Du deshalb die Zwei so hochhältst und mit dem Einen auf eine Stufe zu stellen scheinst? Das mag aus einer gewissen ins Diesseits gerichteten Perspektive seine Berechtigung haben, doch bleiben bei dieser Zweiheit der Prinzipien Fragen offen. Die Frage, wie es denn vom Einen zur Zwei komme, ja wie es überhaupt zum Einen komme, scheinst Du selber nicht zu stellen, oder sie ist Dir zu heilig, um sie zu erörtern. Im *Phaidon* sagst Du nämlich ausweichend: „Wie das Eine entsteht, ja überhaupt warum irgend etwas entsteht, vergeht oder ist, getraue ich mir nach dieser Art des Verfahrens nicht zu wissen.“

Ich könnte nun resignieren und denken, dass man auch in den letzten 24 Jahrhunderten mit diesen Fragen nicht wesentlich vorangekommen sei, will aber in meiner Unbedarftheit – die Unbedarften sind ja oft die Kecksten – wenigstens einen Versuch wagen: Bist Du vielleicht der Meinung, dass das Eine durch eine Spiegelung seiner selbst zur Zwei gekommen ist? Wenn das Eine sich spiegelt, ergibt sich zwar nichts inhaltlich Neues, aber es entsteht durch die Reflexion eine Beziehung in ihm, die in Metareflexionen fortwirken und die ganze Zahlenwelt

erbauen kann. Diese ist dann insgesamt eine bloße Reflexion des Einen. Woher aber soll der Spiegel genommen werden, wenn das Eine in sich alles ist? Alles und nichts zugleich, denn es ist ja noch nichts gesetzt. Darum gibt es nicht nur nichts Bestimmtes, *was* sich spiegeln könnte; es gibt auch nichts, *worin* das Eine sich spiegeln könnte. (Schon als Kind habe ich mich gefragt, was wohl wäre, wenn sich zwei Spiegel gegenüberständen.) Ich erühne mich daher zu sagen, o Platon: Den Spiegel können nur wir Menschen dem Einen vorgehalten haben, wir, die wir selber Produkte von Spiegeleien sind. Wie aber steht es da mit unserer Wirklichkeit, mit der Wirklichkeit der Welt, ja mit der Wirklichkeit der Zahlen, schon der Zwei? Sind sie nicht womöglich alle eine bloße Chimäre, sozusagen nichts als ein Traum des Einen? – Mich deucht, nun bin ich recht bei Parmenides von Elea ausgekommen, was meinst Du? Wollte er nicht dergleichen sagen?

Hier ist aber noch etwas zu bedenken: das Nichtsein! Gerade Parmenides warnt zwar vor ihm:

„Nicht vermöchtest du ja zu verstehn, Nichtseiendes seie,
Sondern von solcherlei Weg halte fern die forschende Seele.“

Du freilich, o Platon, hast es gewagt, das Nichtseiende dennoch zu bedenken, als Du unter der Maske des Fremden aus Elea selbst im *Sophistes* erschienst und dem Parmenides, wie Du gestehst, unfolgsam gewesen bist. Ich bin Dir dafür zu großem Dank verpflichtet, konnte ich doch in diesem Punkt von meinem Lehrer Pythagoras ebenso wenig wie von Parmenides Klares in Erfahrung bringen; denn auch er schauderte zurück vor dem Nichts, übrigens ganz im Gegensatz zu den neueren Mathematikern, die das Nichts leichten Sinnes fast wie eine gewöhnliche Zahl betrachten und darüber hinwegzählen, nämlich ...2, 1, 0, -1, -2... und so fort. Dies aber kommt mir vor wie ein Taschenspielertrick, der das Nichts so wenig ernst nimmt wie das Unendliche, müsste doch in beidem aus meiner Sicht alles Zählen aufhören. Aber zurück zum „Fremden“ im *Sophistes*: Den lässt Du zeigen, wie die Vorstellung vom Nichtseienden als dem Gegenteil des Seienden, nämlich dass nach Parmenides das Nichtseiende ganz und gar nicht sei, zu lauter Widersprüchen führt. Das Nichtseiende könne, sagst Du, von daher nicht als absolut gedacht werden, vielmehr als bedingt vom Seienden; es sei gewissermaßen ein seiendes Nichtsein oder ein nichtseiendes Sein und als Verschiedenes in allem vermischt mit dem Seienden. Auch einer unserer neueren Philosophen stimmte Dir indirekt zu, als er sagte, wenn das Sein verschwände, würde das Nichtsein nicht Alleinherrscher werden, sondern mit verschwinden.

Wenn nun aber das Nichtsein vom Sein abhängig ist, so ist es nicht ein Erstes, vielmehr ein Zweites. Wäre es da nicht vielleicht passender, die Rolle, die Du der „unbegrenzten Zwei“ zusprichst, eher dem Nichtsein anzuvertrauen, gewissermaßen als (immanentes?) Gegenüber des Einen? Es ist auch der Ausdruck „unbegrenzte Zwei“ irgendwie unglücklich und schief, denn die Zwei als solche ist doch keineswegs unbegrenzt, sondern begrenzt wie alle Zahlen. Nur das mit der Zwei anhebende Prinzip der unendlichen Zahlenreihe ist unbegrenzt. Dieses Unbegrenzte aber, das Unendliche, ist dem Nichtsein viel gemäßer als der Zwei.

Ob aber Nichtsein oder „unbegrenzte Zwei“, beide kommen darin überein, dass sie vom Einen bedingt sind. So gesehen macht auch die Vorstellung einer creatio ex nihilo keinen Sinn, wird doch das Sein nicht aus dem Nichtsein geschaffen, wie allgemein angenommen, viel eher umgekehrt das Nichtsein aus dem Sein! Man könnte auch sagen: das Nichtsein ist ein (nachträglicher?) Mangel an Sein, ja die ganze Welt ist ein Gemisch aus Sein und aus Mangel an Sein, der das Sein wie ein Schatten begleitet. Aber hier ergibt sich dasselbe Problem wie mit dem Spiegel: Wie kann das Sein einen Schatten haben, wenn es keinen Ort außerhalb des einen Seins gibt, wohin er fallen könnte? – Ich weiß es nicht, und ich fürchte, Du kannst mir darauf auch keine Antwort geben.

Aus dem Mangel an Sein jedenfalls erklärt sich alles Schlechte in der Welt. Wäre die Welt aber ohne Mangel, so wäre sie keine Welt, vielmehr das Eine selbst, das Du, o Platon, nicht von ungefähr mit dem Vollkommenen, dem Guten gleichsetzt. Und hierin bekennst Du eben doch, dass Deine beiden Prinzipien für Dich nicht das Letzte und Höchste sind, sondern auf das Eine als die einzige wahre Substanz zurückführen, das ewig-göttliche, ohne das es nicht einmal das Nichtsein gäbe. Wenn Du es das Gute nennst, kannst Du das darum nicht nur im engeren ethischen Sinne gemeint haben. (Denn in diesem Sinn kennen vielleicht nur die Menschen das Gute. Du bist ja nicht etwa der Meinung der Perser, die glauben, die ganze Welt sei ein einziger großer Kampf zwischen dem Guten und dem Bösen? Nein, für so kampfbesessen halte ich Dich nicht; dafür käme allenfalls Herakleitos von Ephesos in Frage.) Vielmehr ist das Eine für Dich mit dem Guten gleich, weil es ohne Mangel an Sein ist. Und hier mag auch der Grund liegen, warum Du sagst, es stehe oberhalb des Seins, ist doch eine Welt ohne allen Mangel nicht nur nicht existent, vielmehr gar nicht vorstellbar. (Wie unzulänglich dachte dagegen Aristoteles vom Einen, als er bloß das Erste des Seienden in ihm sah.) – Wenn das Eine aber oberhalb des Seins steht, könnte man da nicht meinen, es *gebe* das Eine

gar nicht? Nein, denn es gibt diese mangelhafte Welt, und wie Du gezeigt hast, können ihre Mängel nicht Mangel an Nichts sein, sondern nur Mangel an Sein, der gleich ist dem Mangel an Einheit. – Ja, geradezu aus der notwendig mangelhaften Vielheit der entfalteten Welt erkennen wir ihre höhere, unentfaltete wahre Einheit.

Was heißt „erkennen“?! – Ich sage lieber „ahnen“; denn als begrenzte Wesen vermögen wir das Eine nicht zu erfassen, sondern es nur als das Göttliche ruhig zu verehren. Darin will ich Dir gerne folgen – wie es auch vor einigen Jahrhunderten ein echter frommer Philosoph tat, der sich in Deinem Sinne ganz in diese Dinge hineingelebt hatte, bis in seiner Seele ein Licht geboren ward, das sich aus einem strahlenden Funken entzündet und von sich selbst nährt; und da es durch keine Vernunft zu beschreiben ist, bricht er in die enthusiastischen Worte aus: „Eines mit Einem, Eines von Einem, Eines in Einem und in Einem Eines ewiglich. Wahrhaftig.“

Du aber sei im Einen glücklich immerdar!

Petros

Kurtze Eingabe eines AugustinerChorherren aus Niderlandt, Petrus Gelriensis mit Nahmen, contra thesem 17 ex Doctoris Martini Lutheri *Disputatio contra scholasticam theologiam*, an denselben gerichtet pro consilio fratrum ordinis eremitarum sancti Augustini in der kurpfälzischen Hauptstadt Heidelberg, aus dem Lateinischen verdolmetschet:

Gottes Segen und Gruß dir zuvor, Bruder Martinus,

in deiner disputatio hast du 17. gegen unsern verstorbenen Bruder Gabrielem Biel die thesis vertreten: „Von Natur aus kann der Mensch nicht wollen, dasz Gott ist; ja, er hätte es lieber, dasz er selbst Gott sey und Gott nicht Gott.“

Ich weiß nicht, wie du hierauf verfallen bist, auf Hl. Schrift dürften die Wort jedenfalls kaum zu gründen sein. Oder willst du dich auf die Schlange in dem Paradiesgarten berufen, die da sprach zu Adam: „So ihr esset von diesem Baum, werdet ihr sein wie Gott und erkennen, was gut sei und böse“? – Selbst der Vater allen Übels hat es in diesem Bubenstück nicht gewagt, dem Menschen die Stelle Gottes anzutragen, vielmehr nur, es Gott darin gleichzutun, dass er gut und böse erkenne. Der Mensch aber war thöricht und fürwitzig gleicherweis. Ist denn auch seines Fürwitzes wegen hart bestraft worden mit Verweisung des Paradieses, und sitzt ihm dieses bis heut in den Knochen mit bitterer Reu. Gleubest du nu, dass der Mensch dreister seye denn der Satan, vermeynend er wolle an Gottes Statt die Welt regieren, gar den Herrn selber aus Himmel und Erd vertilgen? Ja, lieber Gott, wie sollt dergleichen denn angehen, ohn dass die Welt drüber zuschanden werde? Und ist zwar der Mensch immer noch nicht curirt von Thorheit und Eytelkeit, so ist seyne Thorheit doch nicht so gantzlich ohne Boden, dass er vergäße, seinen Vortheil im Auge zu halten. Wenn nu der Mensch wollte Gott sein, wie sollte da das Regiment der Welt weiter bestehen? Wie wollt er sorgen für alle Geschöpfe, wachsen lassen das Korn auf dem Feld, rechter Zeit regnen lassen und den Gestirnen ihr ordnung und circulos anzeigen, dass sie nicht aneinanderstoszen. Da würds dem Menschen aber binnen eines Tags wohl sauer werden, Gott zu spielen und rufet: Ach, lieber Herr, es wexet mir alles über mein heubt; lasz mich wiederumb Mensch seyn und sey du Gott.

Nun ist nicht zu bestreiten – und das will ich Dir nachgeben, Bruder Martinus –, dasz es gibt Leute von ganz absonderlicher Thorheit, die achten nicht, ob über ihre verderbte Wünsch sie selbst und alle Welt zugrunde gehen, sondern haben allezeit ein lästerlich Maul und wissen nicht, was sie daherreden. Darum hättest Du nicht schreiben sollen: „Der Mensch von Natur...“, vielmehr: „Es mag wohl etzliche

gantzlich verunglückte Menschen geben...“ Des Menschen wahre Natur ist nemlich von gantz anderer Art. Darüber singet David in Psalms am höchsten: „Was ist der Mensch, dasz Du seiner gedenkest, des Menschen Sohn, dasz Dir an ihm liegt? – Und doch hast Du ihn nur um ein Geringes unter die Engel gesetzt, mit Ehr ihn gekrönt und mit Herrlichkeit!“

Ist dir dies etwan zu hoch in den Psalter gegriffen? Dann lies, was der hl. Apostel Paulus, den du doch so oft rühmest, auf dem Markte zu Athen gepredigt, indeme er den griechischen Poeten beygepflichtet, sprechend: „Wir sind seines Geschlechtes.“ Wenn nun des Menschen Natur aus Gott geboren ist, wie soll er da geradewegs Lust haben zum Vaternord? Wie ferne ist dies seiner göttlichen Natur! Wird er nicht vielmehr mit hertzlicher Lieb an seinem Vater hangen, wie es unser Herr Jesus 33 Jahr vorgelebet und darbey gesprochen: „Folget mir nach!“? Darum sagt Bruder Gabriel mit vollem Rechte, dass es des Menschen wahre Natur sey, Gott zu lieben von gantzem Herzen, und dieses nicht nur aus billiger Schuldigkeit, sondern aus wahrer Zuneigung. Und saget auch unser hl. Vater Augustinus, dasz unsre ganze Sehnsucht dahin dringe, in Gott zu ruhen – und das gewisslich nicht, dasz wir ihn desto besser umbbringen mögen.

Nu denk aber auch, dasz nicht nur der Mensch, sondern alle Creaturen in Gott ihren Ursprung, das ist: ihre wahre Natur haben und dadurch in ihm geheiligt sind. Dessenthalben sind die Gnostici, welche die Welt für einen Dreck achten, in grobem Irrthum befangen, dasz sie die Natur der Dinge schwer verkennen.

Lieber Bruder Martinus, schlage dich doch nicht zu jenen haeretischen Gnosticis und denke nicht so teuflisch vom Menschen, auf dasz er nicht gar entmutiget werde, sondern sein Heubt erhebe und spreche vertrauend mit unserm Herren Jesus: Abba, lieber Vater, Dein bin ich von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

Verspäteter Brief eines Spinoza-Freundes an Blaise Pascal

(nach einem Dokument um 1690 im Stadtarchiv Geldern

aus dem Lateinischen übersetzt)

Ad D. Blasium Paschalem in coelo

À Monsieur Blaise Pascal, vivre au paradis

Très honoré Monsieur,

erlauben Sie gnädigst, dass ich mich an Sie wende, auch wenn Sie nicht mehr unter den Lebenden weilen. Ihre himmlische Ruhe, der Sie sich gewiss endlich erfreuen, sollte dadurch nicht gestört werden.

Der Grund meines Schreibens liegt eigentlich nicht in mir, vielmehr in meinem inzwischen ebenfalls verstorbenen Lehrer und Freund, dem Sie viel bedeuteten. Ich selber bin nur ein kleiner Gelehrter aus der Stadt Gelre (französisch: Gueldre) im gleichnamigen niederländischen Herzogtum hispanischen Anteils, somit Untertan Seiner Katholischen Majestät.

Was meinen verehrten Lehrer betrifft, so werden Sie seinen Namen wohl nicht kennen, da er zu ihren Lebzeiten noch nicht mit Schriften hervorgetreten war. Er nannte sich Benedictus de Spinoza, von Beruf Linsenschleifer, aber eigentlich Philosoph. Seine ursprünglich aus Spanien stammenden jüdischen Vorfahren wurden aus Portugal vertrieben und in Amsterdam ansässig. Später lebte Spinoza ganz zurückgezogen in einem Dorf bei Leiden, wo ich ihn während meines Studiums kennenlernte, zuletzt aber in 's Gravenhage. Er hatte nämlich aus Amsterdam weichen müssen, da ihn die jüdische Gemeinde verstieß und er auch bei den Reformierten nicht gut gelitten war. Ja, er war ein höchst ungewöhnlicher und, wie ich wohl sagen muss, sehr einsamer Mensch. Gerade darin aber fühlte er sich Ihnen in besonderer Weise verbunden. Und nicht nur deshalb, sondern auch wegen Ihrer großen Liebe zu den Wissenschaften, insbesondere zur Mathematik;

er bewunderte aufrichtig Ihre Exzellenz in diesem Fach, die sich schon zu Ihren Lebzeiten auch in den Niederlanden herumgesprochen hatte. Übrigens bewunderte er den Triumph der Vernunft, wie er es nannte, ebenfalls an Monsieur René Descartes, wenschon er mit der Philosophie des Cartesius in einigen Punkten entschieden uneins war. Vielleicht hoffte er sogar, dass Sie, womöglich mit ihm zusammen, über Descartes hinausgehen möchten. Ich ermunterte ihn, in dieser Sache an Sie zu schreiben, aber ihm erschienen seine philosophischen Konzeptionen dafür nicht ausgereift genug. Und als er nahe daran war, erfuhren wir anno 62 von Ihrem allzu frühzeitigen Tod.

Nun gelangte in den siebziger Jahren über meine Pariser Verbindungen eine Schrift an mich, die Ihren Namen trug, aber erst nach Ihrem Tod von Ihren Freunden herausgegeben wurde: *Pensées sur la religion et autre sujets*. Sie ist ein in vieler Hinsicht merkwürdiges Ding, schon formal, gleicht sie doch mehr einem Zettelkasten mit hunderten Ideen und Fragmenten als einem ordentlich aufgebauten Buch. Trotz der beträchtlichen Unordnung muss ich das Verdienst Ihrer Freunde loben, diese Papiere herausgegeben zu haben, die Sie selbst durch Ihr Hinscheiden nicht mehr zu einem in sich geschlossenen Werk verdichten und veröffentlichen konnten. Immerhin ist Ihre Meinung daraus im Ganzen recht deutlich zu entnehmen.

Nachdem ich die *Pensées* erhalten hatte, zögerte ich nicht, damit noch im Winter zu meinem Freunde Spinoza in die Grafschaft Holland zu reisen, um mit ihm darüber zu sprechen. Denn ich gestehe: Ihre Lektüre hatte mich einigermaßen aufgewühlt, weil die darin festgehaltenen Gedanken wenig mit dem übereinstimmen, was ich von Spinoza gelernt, ja auch nicht mit dem, was *er* von Ihnen erwartet hatte.

Spinoza, den ich in einem noch kränkeren Zustand antraf als früher, war nicht wenig erstaunt, als ich mit diesem Buch erschien. „Ich hätte eher etwas über Mathematik oder andere Wissenschaften erwartet.“, sagte er; aber dann vertiefte er sich sogleich darin. Anfangs murmelte er zufrieden vor sich hin, rief auch mitunter beim Lesen: „Sí lo es!“ Doch dann wurde er immer stiller, atmete schwer und stöhnte leise. Schließlich klappte er den Buchdeckel zu, schaute mich traurig an und flüsterte: „Pieter, das ist nicht mein Pascal.“, wobei sein Lächeln die tiefe Enttäuschung in seinem Gesicht nicht verleugnen konnte. Ich erwiderte: „Das hatte ich schon gedacht.“

Damit war es nun keineswegs getan. Nach längerem Schweigen holte Spinoza weit aus und setzte mir ausführlich auseinander, was alles er anders sehe als Sie,

Monsieur. Ich meinte: „Schade, dass Pascal nicht mehr lebt, sonst könntest du ihm jetzt schreiben und dich mit ihm auseinandersetzen.“ – „Nein“, sagte er, „auch wenn er noch lebte ... Wir sind doch wie Wesen von verschiedenen Planeten, die sich nicht verständigen können.“ Ich seufzte meinerseits, legte ihm die Hand auf die Schulter – „Vaarwel, Bento, God zegene je!“ – und reiste nach Gelderland zurück. – Wenig später starb Spinoza an seiner Schwindsucht, wie Sie viel zu früh. Er war der ehrbarste Mensch, der mir in meinem Leben begegnet ist.

Nun haben Sie beide ihre ewige Ruhe. Mich aber lässt das Gespräch, das wir im Haag über Ihre *Pensées* führten, nach wie vor nicht in Ruhe, zumal ich es mir nach meiner Rückkehr aus dem Gedächtnis notiert habe und oftmals in Gedanken nachvollzog. Darum schreibe ich Ihnen, auch wenn ich nicht hoffen kann, von Ihnen eine Antwort zu erhalten. Aber ich denke, Ihre Gedanken erfordern eine Reaktion, eine Reaktion im Sinne Spinozas, nicht eben weil sie doch passend sein könnte, vielmehr eine unpassende, verquere Antwort, auf dass die Stimme Spinozas nicht erstickt werde, wie es die Theologen aller couleur auch nach seinem Tod hartnäckig versuchen. Mein Brief an Sie soll nach besten Kräften wiedergeben, wie Spinoza sich mir gegenüber aussprach. Und wenn ich hin und wieder eigene Gedanken untermische, sollen sie denen Spinozas doch nicht im Wege stehen. So vermöchten Sie sich ein Bild davon machen, wie er Ihnen geantwortet haben könnte, das heißt: wenn Sie noch lebten. – Mögen es sonst andere tun.

Unser längeres Gespräch begann damit, dass Spinoza meinte: „Was soll man sagen zu diesem strukturlosen Durcheinander? – Immerhin: Wie Pascal die gesellschaftlichen Zustände analysiert, kommt er mir in manchem entgegen, vor allem bezüglich der vielen Vorurteile, in denen wir befangen sind, und auch bezüglich der vielen Nichtigkeiten, mit denen sich die Menschen gemeinhin beschäftigen. Die scheinen ihn sogar mehr zu affizieren als mich.“ „Aber findest du ihn nicht etwas zu radikal?“ fragte ich. Er schmunzelte ein bisschen: „In der Tat, man hält ja schon mich für einen Asketen– auch wenn das nur der Gesundheit wegen so ist –, aber mit ihm verglichen... Nähme ich ihn zum Maßstab, müsste ich wohl erröten, wenn ich nur auf das Spiel dort schaue.“ Er wies dabei auf ein kleines Schachspiel, das in dem kargen Raum auf einem Tischchen stand. Mit wem mochte er wohl Gebrauch davon machen? Mit sich selbst? „*Mit Hasenjagd und Kartenspiel geht die Welt zugrunde.*“ zitierte Spinoza ironisch, „und ein Schachspiel dürfte da nicht viel höher im Rang stehen, gehört jedenfalls in die *Ordnung des Fleisches.*“ „Würde sagen: ein wenig höher schon“, munterte ich ihn

auf, „Schach hat doch schon etwas von der Ordnung des Geistes, vom *esprit de géométrie*, wenn nicht gar vom *esprit de finesse*.“ Spinoza lächelte, schien sich darüber zu amüsieren, dass ich ihn nicht in der Ordnung des Fleisches sitzen lassen wollte, sagte aber: „Na, na, zwischen diesen Ordnungen soll es Pascal zufolge doch keinerlei Verbindungen geben. – Abgrundtiefe Gräben!“

„Aber im Ernst“, fuhr er fort, „hast du verstanden, was Pascal mit *l'esprit de finesse* im Unterschied zu *l'esprit de géométrie* meint?“ – „Der *esprit de finesse* scheint zum Ideal des *honnête homme* zu gehören.“ antwortete ich. „Nun ja“, sagte Spinoza, „aber dieser Geist soll höher stehen als der Geist der Geometrie? Der Ehrenmann ist doch nur ein sterblicher Mensch, dazu einer nach französischer Mode, die Geometrie hingegen befasst sich mit ewigen Gesetzen. Wenn Pascal aber schon den *esprit de finesse* so hoch schätzt, wie passt dazu, dass er immer wieder an Monsieur de Montaigne herummäkelt? Gilt der nicht geradezu als Urbild des *honnête homme*? – Es muss doch noch etwas anderes dahinter stecken.“ – „Geht es ihm vielleicht weniger um gesellschaftliche als um religiöse Finessen?“ fragte ich. „Ja“, meinte Spinoza, „der Kontext des ganzen Buches legt das nahe. Aber was wäre *l'esprit de finesse* in religiöser Hinsicht? Gerade wenn es um die letzten Dinge geht, würde ich mich nicht zu sehr auf meine subjektiven Gefühle verlassen. Damit sind schon zu viele in die Irre gelaufen.“ „Verlässt er sich denn eigentlich darauf oder nicht vielmehr auf die christliche Offenbarung?“ erwiderte ich. Spinoza seufzte: „Das macht die Sache nicht besser. Ich hatte gedacht: Wenn er schon zur Religion redet, dann würde er versuchen, sie auf eine vernünftige Grundlage zu stellen.“ „Dazu ist eine Offenbarungsreligion wie das Christentum wenig geeignet.“ wandte ich ein. „Und doch haben die Scholastiker es Jahrhunderte lang versucht“, sagte er, „das war nicht in jeder Hinsicht überzeugend, aber immerhin ein redliches Bemühen.“ Es wunderte mich, dass Spinoza hier so positiv von den Scholastikern sprach. Offenbar wusste er deren Theologie höher zu schätzen als die Ihre.

Er schwieg eine Weile, fragte mich dann leise: „Hast Du das *Memorial* gelesen?“ Ich nickte. Er stand auf, erhob unerwartet seine Stimme und deklamierte laut: „Gott Abrahams, Gott Isaaks, Gott Jakobs, *nicht* der Gott der Philosophen und Gelehrten!“ Wenn ich mich nicht täuschte, trat dabei eine Träne in seine Augen, was mir bei ihm sonst ganz unbekannt war. Er schwieg wieder, hustete ein wenig und ging in der Kammer langsam hin und her; ich aber dachte daran, wie er sich unter seelischen Qualen von diesem Gott der Bibel befreit haben mochte und deswegen von seinen Glaubensgenossen mit dem großen Bannfluch in die Verlassenheit ausgestoßen wurde, *auf dass der Herr ihm in Ewigkeit nicht*

vergeben möge und niemand sich ihm auf vier Ellen nähere.“ Dann brachte er mit einer gewissen unterdrückten Heftigkeit heraus: „Wie kann ein Mann wie Pascal die Wahrheit einen *Götzen* nennen und sich über die *Torheit der menschlichen Wissenschaft und Philosophie* hermachen? Das begreife ich nicht. Er gehörte doch zu ihren stärksten Exponenten. Und selbst wenn einem andere Verhältnisse wichtiger werden, und seien es religiöse, muss man sie doch nicht gegeneinander ausspielen und die früheren Einsichten verdammen.“ Es entstand eine Pause. Ich sagte: „Vielleicht wusste er nicht wohin mit seiner Wissenschaft... weil ihm sozusagen der metaphysische Überbau fehlte. „Aber als Mathematiker!...“ rief Spinoza aus und unterbrach sich: „Warum trifft er so eine Entscheidung?!“

Wir atmeten beide tief durch. Ich zögerte, wagte dann aber zu sagen: „Vielleicht war es gar keine Entscheidung.“ „Sondern?“ „Nun, so etwas wie eine Eingebung.“ Spinoza sah mich mit skeptischem Blick an: „Eingebung? Was soll das sein? Sitzt da der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs in den Himmeln und überlegt sich: „Jetzt ist es an der Zeit, dem in den Wissenschaften herumirrenden Blasius einmal meine Meinung zu sagen.“? Wenn du aber mit *Eingebung* eine tiefere göttliche Erfahrung meinst, in der der Unterschied zwischen Hier und Dort aufgehoben ist, die ist jenseits aller Konfessionen, wie auch jenseits aller menschlichen Entscheidungen und hat es nicht nötig, die Wissenschaft und Philosophie herunterzumachen zugunsten von Abraham, Isaak und Jakob.“ „Und Jesus Christus“, fügte ich hinzu. „Jesus Christus taugt schon gar nicht zur pascalschen Antinomie“, versetzte er. Und entgegen seiner sonstigen Gewohnheit, sich möglichst wenig zum Neuen Testament zu äußern – angeblich, weil er nicht genug griechisch verstehe –, führte er aus: „Jeschua hatte einen weiteren, größeren Begriff von Gott als unsere Patriarchen. Wieviel Gutes hätte daraus werden können, wenn seine Anhänger ihn nicht so schlecht verstanden und nicht aus ihm, dem Gott und Menschen liebenden Lehrer, zuerst den Messias und zuletzt Gott selbst gemacht hätten!“ „Gottes Sohn in der Einheit mit dem Vater und dem Heiligen Geist“, präzisierte ich. Spinoza winkte lächelnd ab.

„Hast Du übrigens bemerkt, dass Pascal gar nicht so gut auf die Trinität zu sprechen ist?“ fragte ich ihn. „Tatsächlich?“ – „Jedenfalls scheint es mir so: Gegen Ende der *Pensées* gibt es ein eigenartiges Fragment: *Der Glaube an drei oder vier Personen in der Dreieinigkeit berührt das Herz des Menschen nicht...* dann bricht der Satz ab; er dürfte aber einiges besagen, weil Pascal das *Herz des Menschen* wohl mit jenem *esprit de finesse* in Verbindung sieht und sehr wichtig nimmt. Und dann gibt es noch ein anderes Fragment, in dem er zunächst de Condren zitiert, der sage, dass es keine Ähnlichkeit zwischen der Vereinigung der Heiligen und der

Dreieinigkeit gebe. Pascal aber kommentiert das mit den Worten: *Jesus Christus sagt das Gegenteil.*“ – „Seltsam“, fand Spinoza, „er scheint doch sonst verdammt kirchengläubig zu sein.“ „Nicht allenthalben“, meinte ich, „so schreibt er auch: *Die Inquisition und die Gesellschaft Jesu sind die beiden Geißeln der Wahrheit.*“ Jetzt lachte Spinoza: „Immerhin! Ich fürchte nur, es gebe noch mehr Geißeln der Wahrheit, viel mehr! Und das mit den Jesuiten war ja auch eine persönliche Antipathie, weil die seine Jansenisten angriffen. Er scheint da ziemlich pauschal geurteilt zu haben. Hast du das gelesen?: Wenn die französischen Jesuiten aus der China-Mission berichteten, dass das chinesische Volk älter sei als das israelitische, glaubt er das schon deshalb nicht, weil es von Jesuiten berichtet wurde. Aber die Wahrheit stört sich nicht daran, ob ein Jesuit sie ausspricht. Außerdem hätte er wissen können, dass Abraham aus Chaldäa stammte, folglich auch die Chaldäer ein älteres Volk sind als die Israeliten, die Ägypter wohl ebenso.“ „Nun ja“, wandte ich ein, „aber sie haben mittlerweile ihre Sprache und Religion gewechselt, vielleicht sogar mehrfach. Kann man da noch vom selben Volk sprechen?“ „Wie auch immer“, meinte Spinoza, „die Inder und die Chinesen jedenfalls sind sich nicht weniger treu geblieben als die Juden.“

Schmunzelnd fügte er hinzu: „Ich könnte mich ja geschmeichelt fühlen, dass Pascal das jüdische Volk für so hervorragend hält und jedenfalls besser von ihm spricht als die meisten Christen, aber ich tue es nicht. Denn diese ganzen Geschichten von Auserwähltheit sind mir immer suspekter geworden, je länger ich darüber nachgedacht habe. Gott kann keiner sein, der im Himmel thront und von Zeit zu Zeit Gnadenerlasse und Verdammungsurteile über einzelne Menschen und ganze Völker von sich gibt. An dieser Vorstellung ist so vieles verkehrt, dass man es kaum aufzählen kann.“ „Aber hast du nicht sonst gesagt, alles sei prädestiniert?“, wunderte ich mich, „ich dachte, da gefielen dir die jansenistischen oder gar calvinischen und lutherischen Ansichten immerhin besser als die altgläubigen.“ – „Durchaus nicht“, erwiderte er, „die Prädestination in die Willkür eines Gottes zu legen, ist noch verkehrter als sie zu ignorieren. Das Unsinnige daran ist die Gnadenwahl. Dahinter stehen allzu menschliche Vorstellungen von einem letztlich launischen Gott, wie sie schon die hebräische Bibel aufweist, aber auch die Göttermythen der Griechen und anderer Völker. (Die Theologen nennen das natürlich *Gottes unergründlichen Ratschluss.*) Aber was ist das für ein Gott, der von Affekten bewegt wird, Reue kennt und mal so, mal so entscheidet?!“ „Also entscheidet sich Gott nur einmal?“ fragte ich. „Er entscheidet sich gar nicht“, erwiderte Spinoza, „er ist! und mit ihm ist die Welt, die man eine Modifikation der Eigenschaften Gottes nennen könnte. Entscheidungen sind etwas Menschliches, so wie auch alles andere Personhafte menschlich ist.“ Wie er das

sagte, hielt ich die Luft an; ich hatte dergleichen schon in seinen Schriften gelesen, aber vermochte es immer noch nicht ganz zu fassen. „Das ist sehr kühn gedacht“, sagte ich zögernd, „doch mir wird bei der Übermenschlichkeit dieses Gottes ein wenig bange.“ Spinoza lächelte: „Das ging Esaja und selbst Mosche schon bei einem sehr viel menschenähnlicheren Gott so“, sagte er beruhigend, aber mir flößt ein Gott des Ganzen mehr Vertrauen ein als ein bloßer Menschengott.“ – „Dann empfindest du nicht wie Pascal ein *Schaudern vor den unendlichen Weiten des Universums*?“ fragte ich. Er sagte: „Gott ist auch dort, in jenen Fernen, die keine Menschen kennen, womöglich überhaupt kein Leben, weder Gutes noch Böses. Gott ist größer als all das und schließt es doch ein.“

Ich schaute ihn nachdenklich an. Er aber fuhr fort: „Pascal hat, wie ich gesehen habe, ganz fragwürdige Vorstellungen vom Wesen der Religion. Schreibt er nicht, das Bewusstsein der Erbsünde, das heißt: der grundsätzlichen Verderbtheit des Menschen, sowie deren Aufhebung durch die Erlösungstat Jesu Christi sei das Wesen des Christentums?“ – „Ja, so etwa.“ – „Unter uns, Pieter, das kommt mir alles andere als wahrhaft fromm und gottergeben vor. Und ich denke auch nicht, das Jeschua das im Sinne hatte. Vielmehr gehen diese Vorstellungen auf Augustinus und von ihm wiederum auf Paulus zurück. Es ist doch so, dass die Jansenisten sich ganz an Augustinus orientieren und die Calviner und Lutheraner ebenso, wenn nicht direkt an Paulus. Aber ein Christ sollte doch wohl mehr auf Jesus und sein Evangelium hören als auf Augustinus und Paulus. Und redet dieser Jesus denn davon, dass er die Menschen von der Erbsünde zu erlösen gedenkt? Nein, seine frohe Botschaft war: *Kehrt um und tut Buße, denn das Himmelreich ist nahe!*“ – „Läuft das nicht auf dasselbe hinaus?“ fragte ich. „Durchaus nicht“, erwiderte Spinoza, „wer von Grund auf verderbt ist, kann gar nicht von sich aus umkehren, sondern muss von außen umgekehrt werden.“ „Durch Jesum Christum erlöst werden“, ergänzte ich. „Eben!“ rief er „das ist aber etwas anderes als selber umzukehren, wie Jeschua fordert. – Aber was rede ich weiter davon?! Die Christen sollten wohl selbst darauf kommen.“

Mir ging hier so manches durch den Kopf, und ich fragte mich, ob nicht nur die Protestanten, sondern auch die Jansenisten, ja auch die Mönche in dem Augustiner-Chorherrenkloster, in dem ich erzogen wurde, dem heiligen Augustinus vielleicht tatsächlich zu viel Ehre angetan haben und ob das, was unser seliger Thomas von Kempen unter der *Nachfolge Christi* verstanden hat, nicht noch weiter zu interpretieren sei. Aber damit wollte ich Spinoza nicht behelligen und brachte das Gespräch lieber ins Allgemeinere. „Ich bin erstaunt“, sagte ich, „wieviel du der selbsttätigen Umkehr zutraust. Ich hatte dich früher so verstanden,

dass gerade du die Willensfreiheit des Menschen leugnest.“ „Das ist sub specie aeternitatis gemeint“, erwiderte er, „also absolut betrachtet. Unter irdischer, menschlicher Perspektive gibt es so etwas wie Freiheit, wenn du es denn Freiheit nennen magst. Das heißt: Es fühlt sich für uns wie Freiheit an und auf dieser Ebene muss man es auch ernst nehmen, übrigens auch hinsichtlich der guten Werke. Aber letztlich ist es nur ein Modus der Notwendigkeit.“

Ich wusste mir mit dieser Antwort nicht recht zu helfen, fragte aber stattdessen, indem ich auf das vorige Thema zurückkam: „Was ist denn für dich eigentlich ‚fromm und gottergeben‘?“ Er dachte eine Weile nach und sagte dann: „Im Einen getrost sein. Das heißt: Sich gerade nicht für auserwählt halten, aber auch nicht für ganz und gar verderbt; denn mit solcher Verachtung seiner selbst verachtet man die menschliche Natur, verachtet man die Natur insgesamt, mithin Gott selber, – es sei denn, Gott habe mit dieser Welt nichts gemein, wie Pascal allen Ernstes zu glauben scheint, nicht viel anders als einst die Gnostiker. Von wegen: *Nur Gott ist zu lieben, das Ich ist zu hassen!* Das geht überhaupt nicht zusammen. Gott sei Dank! Unser viel beachtetes und gescholtenes Ich ist auch ein Teil der Natur, des Ganzen, ja Gottes und keineswegs zu hassen, wie Pascal es tut und verlangt. Darum habe ich in meiner *Ethik* hier angesetzt und geschrieben, dass es unsere erste Pflicht sei, uns um unser eigenes wahres Glück zu kümmern. Daraus folgt auch für unsere Mitmenschen viel Gutes.“ – „Das scheint mir in der Tat eine ganz andere Sicht der Dinge zu sein, als sie Pascal mit seinem Christentum vertritt“, warf ich ein. „Ja, das ist sie“, lachte er frei heraus, „und damit fängt das gute Leben in Gott erst an.“ – „In Gott?“ – „In Gott; denn ein Leben ohne Gott ist einfach Irrtum und Ignoranz.“ „Soll ich das so verstehen“, fragte ich, „dass es ein Leben außerhalb Gottes im Grunde gar nicht gibt?“ „Ja, das sollst du so verstehen – und Euer Jesus könnte es im Grunde wohl auch so gemeint haben, jedenfalls scheint es mir überwiegend so.“ „Aber die Hölle, der Satan, das Böse, die ewige Verdammnis?“ Spinoza machte eine abfällige Handbewegung, lächelte mich an und sagte: „Angst. – Hat nicht Jesus zu Deinem Namenspatron gesagt: „Du Kleingläubiger! Warum hast du gezweifelt?“

Ich sagte nichts darauf, fragte mich aber im Stillen, wie es möglich sei, dass Spinoza die Angst derartig fremd ist. Und dann fuhr er auch noch fort: „Auf solche Worte kommt es nicht an; es sind ohnehin alles Worte des Mangels. Aber auch auf der anderen Seite kommt es nicht auf Worte an, am Ende nicht mal auf das Wort „Gott“, obwohl mich Freund und vor allem Feind darauf festnageln wollen. Weißt du, Pieter, im Grunde geht es allein darum, tief zu verstehen, dass es nur *eine* Substanz geben kann und nicht zwei, wie Descartes glaubte – und

Pascal ebenso – (oder noch viel mehr Substanzen, wie die Philosophen früher annahmen). Wem das ganz klar ist, für den ändert sich alles in der Welt!“

Er hielt inne, räusperte sich und fuhr nach einer Weile fort: „Vermutlich ist es sogar unschädlicher zu glauben, es gebe viele Substanzen, als zu glauben, es gebe zwei. Diese auf die Spitze getriebenen Zweiheiten sind ja eine Krankheit unserer Zeit. Und Pascal war ihr, wie ich sehe, leider auch verfallen. Überall wird alles in unversöhnliche Gegensätze aufgespalten: Gott und Welt oder schlimmer noch, wie bei Pascal: Gott und Ich, Unendlichkeit und Nichts, Licht und Finsternis, Geist und Materie, Freund und Feind, Gut und Böse, Erbsünde und Erlösung...“ „Aber ist es denn nicht so?“ rief ich dazwischen. – „Nein, es ist nicht so!“ entgegnete er mit Bestimmtheit. Der Zusammenhang der Welt ist viel stärker und fundamentaler als ihre Antagonismen; die sind bestenfalls sekundärer Art, wie schon das Wort *Zwei* sagt. Wäre nicht das Eine fundamental, könnte gar nichts im Sein Bestand haben.“

Ich zögerte abermals, sagte schließlich: „Das hört sich überzeugend an. Und ich versuche, dir zu folgen, – aber ich muss sagen: Die Luft wird mir da ziemlich dünn.“ Spinoza lachte, klopfte mir auf den Rücken und meinte: „Du musst dich ja nicht damit quälen. Jeder hat seine Perspektive auf Gott und die Welt und es genügt, wenn er damit nicht unter sein eigenes Niveau fällt. Ich habe nicht den Drang, meine Besucher oder Briefpartner wider ihr Glück zu belehren, muss ja auch selbst von Jugend an mit Andersdenkenden zurechtkommen.“ „Und wie ist es dir damit ergangen?“ wollte ich wissen. „Unterschiedlich –, aber ich versuche, sie zu verstehen und übe mich in Geduld. – Zum Beispiel habe ich einen langjährigen Amsterdamer Freund, der vor wenigen Jahren ein Buch mit dem Titel *Belydenysse des algemeenen Chrystelicken Gelofs* geschrieben hat und mich bat zu beurteilen, ob wohl etwas Anstößiges darin sein könne. Ich habe sein Buch mit Wohlgefallen durchgelesen und ihm geantwortet, dass ich nichts daran verändern könnte – natürlich nicht im Hinblick auf mich, sondern auf die Amsterdamer Leserschaft. Solche Freunde sind mir lieber als Gesprächspartner, deren Geist vor Abstraktionen sprüht, dabei aber etwas Undurchsichtiges und Berechnendes hat.

„Aber lassen sich ein offenes Christentum und ein hoher wissenschaftlicher Geist nicht auch verbinden?“ unterbrach ich ihn, „ich denke da zum Exempel an Pater Marinus Mersenne in Paris. Der soll anfangs ein enger Scholastiker gewesen sein, sich dann aber für die neuen Wissenschaften geöffnet haben – und was hat er da nicht für wunderbare Dinge hervorgebracht! –; sein Christentum hat dabei keinen Schaden genommen; vielmehr verschmolz es mit seiner – wie soll ich sagen? – mit seiner „Weltfrömmigkeit.“ – Und ich fügte hinzu: „Hätte sich nicht Pascal...,

der ihn doch von Jugend auf kannte..., an ihm ein Beispiel nehmen können?“ Spinoza hob langsam die Schultern und wiederholte nur: „Hm – Weltfrömmigkeit.“ Da ich merkte, dass er nicht antworten mochte, sagte ich: „Aber ich habe dich unterbrochen. Was wolltest du von den geistvollen, aber undurchsichtigen Gesprächspartnern sagen?“

Spinoza nahm den Faden wieder auf: „Erst kürzlich besuchte mich ein äußerst ehrgeiziger und umtriebiger jüngerer Deutscher. Er benahm sich sehr vornehm, kam gerade über London aus Paris, vielleicht auch aus Versailles, wohin er als kurmainzischer Rat, ich weiß nicht in welcher Mission, geschickt ward.“ „Ach“, unterbrach ich ihn wieder, „heißt er vielleicht Leibniz?“ Spinoza wunderte sich: „Hast du schon von ihm gehört?“ „Ja“, lachte ich, „von ferne; man hört in der Tat, er sei sehr umtriebig, wäre wohl am liebsten selber Reichserzkanzler, um das Heilige Römische Reich, oder noch besser die ganze Welt in Ordnung zu bringen, sogar die Religion.“ – „Wie das?“ – „Ich ließ mir sagen, er wolle die gespaltene Kirche wieder vereinen. Selber ist er wohl Lutheraner, nun aber Rat beim Mainzer Erzbischof; das sagt ja schon einiges.“ „Na, dann weiter viel Erfolg!“ lachte Spinoza, „für meine Sicht der Dinge dürfte allerdings selbst damit nicht allzu viel gewonnen sein. Einen weiten Horizont hat der Leibniz freilich und eine starke Auffassung, gab sich im Gespräch mit mir zunächst als Naturforscher, wobei er mich wegen meiner Linsen zur Optik ausfragte, dann als Philosoph. Als letzterer schien ihn sogar stark zu beeindrucken, was ich ihm vortrug. Er wollte auch unbedingt meine ungedruckte *Ethik* lesen. Trotzdem fasste ich kein richtiges Vertrauen zu diesem Karrieremenschen, fürchte fast, er könnte ein Opportunist sein und gegen mich und meine Philosophie intrigieren, wenn es für ihn passt.

Aber es gibt noch anstrengendere Gesprächspartner“, fuhr er fort, „etwa jenen Gorkumer Juristen, der mich über meine Meinung zu Gespenstern und Geistern befragte: warum es nur männliche und keine weiblichen Geister gebe, ob solche Geister sterblich oder unsterblich seien etc. Aber im Grunde wollte er gar nichts von mir wissen, sondern mich nur belehren. Er berief sich auf Dutzende Autoritäten seit biblischen Zeiten, dazu auf Träume, auf unerklärliches nächtliches Rumpeln in der Brauerei eines befreundeten Bürgermeisters etc. etc., und das derart hartnäckig, dass ich gehörig an mich halten musste und ihn nach etlichen langen Briefen höflich um Beendigung unserer Korrespondenz bat, da unser Gespräch von sehr verschiedenen Prinzipien ausgehe.

Am schwersten aber sind die zu ertragen, die mich direkt zum Christentum bekehren wollen, möglichst natürlich zu einer ganz bestimmten Konfession. Und sie tun das mit ausdauernder größter Inbrunst, da sie offenbar ehrlich glauben,

dass ich ansonsten auf ewige Zeiten der Hölle verfallen bin – wenn ich nicht gar von vornherein mit Beelzebub unter einer Decke stecke. Außer der geschlossenen Front der reformierten Pfarrherren haben mir besonders einige katholische Konvertiten, die ja oft die größten Fanatiker sind, die Hölle heiß gemacht, wie man so sagt. Der intelligenteste unter ihnen, den ich in früheren Jahren, bevor er katholisch wurde, nahezu für einen Freund hielt, schrieb mir, ich, den er den *Reformator der neuen Philosophie* nannte, könne in seiner Kirche ein *zweiter Augustinus* werden und *tausend mal tausend Seelen* zu Gott führen, falls ich mich bekehre; ansonsten aber sei ich für ihn *ein Fremdling, der noch auf den untersten Stufen steht*.“

Spinoza seufzte und hustete wieder. – Ich fühlte mich betroffen, empfand aber auch eine leichte Genugtuung, dass ich wenigstens meinen Freund in dieser Hinsicht nie beschwert habe, – dachte gleichwohl, wie viel Tapferkeit von Nöten sei, so ein Leben wie das Spinozas durchzustehen.

„Und wo würdest du Pascal einordnen?“ fragte ich endlich. Spinoza zögerte: „Wir sind ja niemals wirklich in Verbindung getreten, – und nach dem Buch, das du mir gebracht hast, wären wir es unter anderen Umständen auch wohl nicht. – In mancher Hinsicht scheint er in einer ähnlichen Lage gewesen zu sein wie ich; aber er hat andere Schlüsse daraus gezogen. Seine *Pensées* stehen auch auf ganz anderen Prinzipien als die meinen, wahrhaftig. Im Übrigen will ich nicht über jemanden urteilen, den ich noch weniger gekannt habe als ich vermeinte. – Du kannst dir selber einiges dazu denken.“

Das tat ich. Aber bevor ich dazu kam, es auszusprechen, stellte er zu meiner Verblüffung die Frage: „Und sollen wir jetzt eine Partie Schach spielen?“ – Er gewann natürlich; aber es war ein gewissermaßen harmonisches Ringen. Erst danach sagte ich ihm: „Ich danke dir, Bento, dass du für mich da warst und immer bleiben wirst.“ Und: „... Vielleicht hast du, ohne dass ihr beide es wissen konntet, Blaise Pascal gefehlt.“ Spinoza sah mich verwundert an.

Soweit mein schierer Bericht vom Verlauf unseres Gesprächs. – Im Übrigen möchte ich mich Ihnen gegenüber, Monsieur, der Zurückhaltung Spinozas anschließen und weitere Gedankenäußerungen unterlassen. Ich hoffe, Sie mit meinem Brief nicht gestört zu haben.

Votre très humble serviteur

Pieter ten Haef, Doctor philosophiae.

Brief an Thomas Thorild, begraben zu Neuenkirchen 1808

Hochverehrter, theurer Thorild!

Erlauben Sie, dass ich mich über das Grab hinweg an Sie wende. Ja, das Grab, in dem Sie auf dem Neuenkirchener Friedhof wunschgemäß Ihre Ruhestätte fanden, und viele Jahre später auch ihre liebe Frau, ihre Tochter und ihr Schwiegersohn. Auf dem Grabstein stehen bis heute Ihre starken und stärkenden Worte: *O viva viva Divinitas! meae animae anima! Tibi fui Tibi sum*. Und im Sterberegister der Pfarrei hat der Ihnen freundschaftlich verbundene Pastor Christian Gabriel Balthasar damals vermerkt, daß Sie „ein feiner Mensch“ gewesen seien.

Ich selbst bin seit Jahrzehnten in Neuenkirchen ansässig, daher schon Hunderte Male an Ihrem Grab vorbei gekommen und habe dabei Ihrer gedacht. Im Übrigen hatte ich die Ehre, wie Sie an der Greifswaldischen Accademie über längere Zeit thätig zu sein. Da Sie mir nun im Laufe der Jahre immer praesenter wurden, so stieg der Wunsch in mir auf, Ihr Name und Ihre Schriften möchten doch, zumindest unter den heutigen Greifswaldern, wieder lebendiger werden. Ich habe also eine kleine Anthologie aus Ihren Werken zusammengestellt, einen Theil davon mit einem Gelehrten der schwedischen Literatur ins Deutsche übersetzt. Darunter befindet sich auch Ihre wunderbar empathische Schrift „Über die natürliche Hoheit des weiblichen Geschlechts“ (*Om qvinnokönets naturliga höghet*), die ihrer Zeit so weit voraus war! Bedauerlicherweise ist gerade diese auch heute noch aktuelle Schrift Fragment geblieben; denn am Ende des zweiten Kapitels kündigen Sie noch ein drittes an, das indes nie publicirt wurde. Es sollte die Frage beantworten: „Wie kann die ganze Welt durch die Zärtlichkeit und Schönheit der Frauen gewinnen?“ Das Ausbleiben einer Beantwortung hat mich dergestalt umgetrieben, daß ich am Ende selbst zur Feder griff und die Antwort an Ihrer Stelle und hoffentlich in Ihrem Geiste nach besten Kräften verfaßte. Das ist zugegebenermaßen ziemlich dreist. Um mich aber zu entlasten, schreibe ich Ihnen hier und frage an, ob Sie im Wesentlichen mit dem Inhalt und dem Stil dieses dritten Kapitels einverstanden sind. Sollte dies wider Erwarten nicht der Fall sein, erbitte ich mir ein Zeichen aus der lieben Ewigkeit, in der wir uns dereinst gewißlich näher kennenlernen werden.

Bis dahin verbleibe ich mit der vorzüglichsten Hochachtung

Ihr Nachbar Peter Tenhaef

Leist über Neuenkirchen, im Februar 2025

DAS DRITTE KAPITEL

Die Revolution in Frankreich macht klar: Es ist die Mission unserer Epoche, die Welt zu verändern. Die Frage ist nur: *Wie* wird sie sich verändern nach der 6000-jährigen Herrschaft der Kerle? Es scheint, da sie ihr Ende gekommen sieht, tobt sich diese Herrschaft noch einmal auf die schamloseste Weise aus. Ist nicht das, was heute in Paris auf der Place de Grève und anderswo geschieht, eben dieses schamlos brutale Austoben der Männerherrschaft?! „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“? Die Kerle haben diese Ideale in einer Hand voll Jahren zum Gegenteil verkommen lassen.

Ihr edlen Frauen, ich rufe euch an: Dies ist eure Stunde! Fallt den Henkern, den Kerlen, ja den Männern insgesamt in den Arm, dass sie die Welt nicht vollends ruinieren! Oh die Guillotine ist nicht ihr einziges Werkzeug dazu. Sie werden immer erfinderischer darin, die ganze Erde zu unterjochen, ja sich am Ende der Natur selbst zu bemächtigen, sie nach ihrer Art zu verunstalten und schließlich zu verderben. Ihr aber, ihr Priesterinnen des Schönen und Edlen, ihr seid ihre ersten Opfer. Lasst euch nicht irreführen durch das Zuckerbrot, mit dem sie euch abspesen wollen, durch den Firlefanz ihrer verlogenen Höflichkeiten, die Gaukelei ihre Anbetungen. In Wahrheit geht ihr Interesse darauf aus, vollkommene Macht über euch zu gewinnen und alles, was etwa in *euch* noch mächtig sein könnte, kaltzustellen. Lasst euch auch nicht entmutigen durch die vielen Jahrhunderte eurer Unterdrückung. Die Stunde ist gekommen, aufzustehen wider die Entartung der Menschlichkeit, wie die Kerle sie so lange betrieben haben mit ihrem hochmütigen Dünkel, alles im Griff zu haben, mit ihrer Despotie, mit ihren lächerlichen Raufereien, mit ihrer Lust an Krieg und Zerstörung. Wie sind sie immer mehr heruntergekommen! Und wie sehr bedürfen sie eurer zu einer besseren Lebensart, die erst dann eine wahrhaft menschliche genannt werden kann!

Was aber ist es, das ihr Frauen den Männern zu geben habt, so dass sie so zu ganzen Menschen werden? Zärtlichkeit und Schönheit! Das sind Werte, für die die Kerle in all den vertanen Jahrhunderten wenig Sinn hatten, die sie für „weibisch“, für „kindisch“, für „bloß natürlich“ halten. Das Natürlichste aber ist das Wertvollste, der heilige Gral des Lebens und auch der Menschheit. Doch die Kerle haben nur eine äußere Ansicht davon und glauben auch noch, so das Schöne vermessen zu können; wie sie alles vermessen, was ihnen unter die Hände kommt – und sind dabei selber nichts anderes als „vermessen“, und das ohne alles Maß. Die Schönheit der natürlichen Dinge nehmen sie nie als Ganze und in ihrer ganzen

Vielfalt wahr, sondern nur unter ihren eigensinnigen Gesichtspunkten, wobei für sie das Reduzieren und Abstrahieren die größte Leidenschaft ist. Ebenso reduzieren sie die Schönheit von euch Frauen auf Objekte ihres Begehrens, wobei ihnen Zurechtmachungen und Schminke willkommener sind als die Schönheit eurer Seelen. Die wird ihnen, wenn sie sie überhaupt wahrnehmen, allzu bald lästig. Im ersten Rausch der Verliebtheit fliegt eure Anmut sie an – und ist alsobald verflogen im Alltag ihrer wichtigeren Geschäfte. Sie verstehen nicht ihren tieferen Sinn. Ja, sie wissen nichts davon, dass eure Anmut und Schönheit von der Harmonie des Ganzen redet und ihr kostbarster Abglanz ist.

Und was sollen diese Barbaren von eurer Zärtlichkeit verstehen? Entweder sie sind in jeder Hinsicht zu grobschlächtig dafür oder sie sind verstiegen in ihren Abstraktionen. Da verwechseln sie denn ihre virtuose Differenzierung, ihre Purzelbäume von Begriffsklaubereien mit wahrer Attention. Diese könnten sie von euch lernen, besonders von eurem Genie der Zärtlichkeit, Einfühlsamkeit und Feinheit. Aber über dergleichen fühlen sich die Ignoranten erhaben und lächeln süffisant von ihrer geistigen Höhe auf euch herab.

Fasst dennoch Hoffnung und Mut! Denn der Geist der Natur, der ein Geist der Fühlung ist, der Wahrnehmung aller Wesen untereinander, ist auf eurer Seite. Ohne solche Fühlung wäre alles dem Untergang geweiht und ist es in der Tat, wie wir an Wesen sehen, die in ihrem Eigensinn beharren und aus dem Kreis ihrer Mitwesen ausgestoßen werden, im Grunde sich selber ausstoßen. Dies dürfte selbst die Torheit der Kerle nicht wünschenswert finden. Am Ende werden sie eurer größeren Menschlichkeit, eurer größeren Natürlichkeit folgen müssen, wenn sie nicht zugrunde gehen wollen. Freilich kann man nicht ganz sicher sein, dass sie Letzteres womöglich vorziehen anstatt zu lernen und sich zu ändern. Aber gebt nicht zu früh auf, mit Zärtlichkeit und Schönheit auf sie einzuwirken, mit Fühlung und Verbundenheit. Darin liegt eine schier unermessliche Kraft. Es ist die Kraft des Einen, die die ganze Welt zusammenhält.

Ihr werdet auf eure je eigene Art und Weise dazu beitragen können, wie das menschliche Leben auf dieser Erde Stück für Stück menschlicher und lebenswerter werden kann. Bisher habt ihr dies fast nur im Stillen und oft ohne Worte tun können. Aber die Zeiten ändern sich und wir ändern uns in ihnen. Die Revolution macht es sichtbar. Da werdet auch ihr euch vielfach zusammenschließen, eure Kräfte bündeln und immer mehr Boden gewinnen können. So lasst euch auch nicht weiter den Mund verbieten. Widersetzt euch dem Wort des Apostels Paulus: „Das Weib schweige in der Versammlung.“ Folgt lieber seinem anderen Wort: „Tretet auf, sei es gelegen oder ungelegen!“ Wenn ihr darauf wartet, dass euer Auftreten den Kerlen gelegen kommt, könnten wir weitere

6000 Jahre auf *euch* warten müssen. Ich sage „wir“; denn nicht allein das unterdrückte weibliche Geschlecht seufzt und harret der Veränderung, vielmehr die ganze Menschheit, zuletzt selbst die Kerle, ohne es zu wissen. Ihr seid es, auf die wir warten und hoffen. Eure Tugenden sind im Stande, uns alle aus dem Sumpf einer verheerenden Einseitigkeit zu ziehen, die ansonsten bald dazu führen könnte, die ganze Menschheit, ja selbst das Reich der Erde zu ruinieren.

Nur vor diesem einen muss ich euch mit großer Dringlichkeit warnen: Werdet im Laufe dieser Revolution der Schönheit und Zärtlichkeit nicht selber zu einer Art weiblicher Kerle. Werdet den Kerlen nicht ähnlich, sondern verändert, befördert sie zur Menschlichkeit. Manche der Marktweiber von Paris – auf fernere Exempel der Geschichte will ich hier verzichten – sollen euch ein abschreckendes Beispiel sein, wohin sich auch das weibliche Geschlecht verirren kann. Haltet fest an euerm edlen Sinn der Zärtlichkeit und Schönheit, so wird die Welt großen Gewinn davon tragen, ihr selbst, die Kinder, die Männer. Erst dann werden wir alle mit vollem Recht den Namen „Mensch“ tragen, das heißt: ein fruchtbarer Teil des Ganzen sein.

Leist bei Greifswald an der Ostsee, den 12. Mai 2025

Sehr geehrter, lieber Herr Schweitzer!

Längst schon hätte ich mich näher mit Ihnen und Ihren Schriften befassen sollen, wenigstens als Musikwissenschaftler, der ich bin. Nun haben mich aber zwei befreundete Menschen angeregt, endlich näher auf Sie zuzugehen. Der eine ist, wie Sie, lutherischer Theologe und Seelsorger, der andere „Umweltethiker“, was Ihnen der Sache nach ebenfalls nicht fern liegen dürfte. (Ja, es gibt heute tatsächlich Lehrstühle für Umweltethik; da sehen Sie, in welcher dringlichen Not wir mit der geschundenen Natur geraten sind und welche Mühe wir haben, dort herauszukommen.) Überhaupt stößt man ja angesichts Ihrer vielfältigen Kompetenzen in so vieler Hinsicht leicht an Felder, die Sie eindrucksvoll beackert haben.

Ich habe nun Ihr theologisches Vermächtnis *Reich Gottes und Christentum* durchstudiert. Sie hatten davon im Alter nur einen Teil publiziert. Weiteres, auch Skizzen dazu, sind erst nach Ihrem Tod vor allem von Schwei(t)zer Freunden herausgegeben worden. Beeindruckt bin ich von der Stringenz, mit der Sie die unbedingt eschatologische Ausrichtung Jesu historisch herausarbeiten, und das, obwohl sie Ihrem eigenen Wunschbild und dem der allermeisten Christen weitgehend zuwiderläuft. Es ist besonders Ihren Skizzen anzumerken, wie schwer Ihnen die daraus zu ziehenden Konsequenzen geworden sind. Das erinnert mich an Johannes Kepler, der lieber dabei geblieben wäre, die Planeten in schönen platonischen Kreisen wandeln zu sehen (wie noch in seinem *Mysterium comographicum*), sich aber um der Wahrheit willen eingestehen musste, daß es sich um diverse Ellipsen handelt. Vor solcher Selbstüberwindung habe ich den allergrößten Respekt.

Nun könnte man sagen, dieser Respekt gebiete es, sich zurückzuhalten und nicht weiter in die Kerbe zu schlagen. Angesichts Ihres nunmehr bereits 60 Jahre zurückliegenden Todes erlaube ich mir gleichwohl, einige weitere Anfragen an Ihre Positionierung zum Christentum zu stellen. Wie Sie nirgends in Frage stellen, betrachten Sie sich nach wie vor als Christ, obwohl Ihre Forschungsergebnisse in sehr vieler und vor allem in wesentlicher Hinsicht dem widersprechen, was

Christen in nunmehr fast 2000 Jahren geglaubt und unzählige Male affirmiert haben. Ich nenne einige dieser wesentlichen Punkte:

1. daß Jesus von Nazareth von Geburt an der Messias (Christus) gewesen sei, ja von Ewigkeit her Gottes eingeborener Sohn,
2. daß er mit dem Vater und dem heiligen Geist wesensgleich oder sogar wesenseins sei,
3. daß er zur Erlösung der Welt ihre Sünden auf sich genommen und in seinem Tod am Kreuz gesühnt habe,
4. daß er am dritten Tage nach seinem Tod leibseelisch auferstanden sei,
5. daß er selbst (mit seinen Jüngern) in einem immer noch bevorstehenden Endgericht über Gute und Böse urteile, um danach das ewige Reich Gottes zu errichten.

Wenn ich Ihr Buch richtig verstanden habe – dazu standen oft mehrere, aber einander im Wesentlichen bestätigende Textversionen zur Verfügung –, so kommen Ihre Untersuchungen in allen diesen Punkten zu gravierend abweichenden, meist direkt widersprechenden Ergebnissen. Nach Ihren gründlichen Recherchen glaubte Jesus, er sei nicht mehr als ein Mensch und keineswegs Gott; ja, er hielt sich nicht einmal für den Messias oder auch nur für essentiell „gut“, glaubte aber im unmittelbar bevorstehenden Endgericht von Gott in den richtenden „Menschensohn“ verwandelt zu werden. Seine Predigt und sein Wirken – vor allem die „Austreibung böser Geister“ – galt der Vorbereitung dieses Ereignisses. Da nicht nur dieses Ereignis nicht eintreten wollte, sondern nicht einmal die angekündigten vorausgehenden „Drangsale“ (nachdem er seine Jünger ausgesandt hatte und sie unerwartet wohlbehalten zurückkehrten), muss er geglaubt haben, die Drangsale selbst auf sich nehmen zu müssen und anstelle der ihm anvertrauten Jünger am Kreuz zu sterben. Dadurch wollte er den metaphysischen Einbruch des Reiches Gottes herbeizwingen. Durch das Kreuz die ganze Welt zu erlösen und für ihre Sünde zu sühnen, lag hingegen außerhalb seines Horizonts, zumal er keineswegs ein Anhänger der Erbsünden-Theologie war (die auch erst durch Augustinus zugespitzt wurde).

Historisch-nüchtern betrachtet war Jesu (und seiner Anhänger) Vorstellung vom Reich Gottes ein regelrechter Wahn, sein Tod eine einzige Katastrophe und seine Auferstehung eine (Selbst-)Täuschung der Jünger, zu schweigen von späteren christologischen Konstruktionen. Sie selbst, Herr Schweitzer, sagen das nicht ganz

so drastisch, aber meinen es schon so, nicht wahr? Sonst wären Sie nicht selbst so erschüttert von Ihren Forschungsergebnissen.

Was Sie selbst am „Geist Jesu“ festhalten lässt, sogar an der (von ihm selbst gar nicht gegründeten) Kirche, ist die Hoffnung, dass aus der jesuanischen Ethik, die es eigentlich auf die Vorbereitung zum Endgericht abgesehen hatte, mehr zu machen sei, und zwar nicht im Hinblick auf eine transzendente Welt, sondern auf die Gegenwart und Zukunft dieser unserer Welt. Ich kann Ihnen sagen, daß ich diese Hoffnung weitgehend teile, ja sie, wie Sie, nahezu für eine Notwendigkeit halte, wenn unsere Welt nicht im Chaos potenziert Ego manie und Lieblosigkeit enden will. Trotzdem scheint mir da noch einiges zu klären zu sein, besonders die Frage, ob man angesichts Ihrer Hoffnung noch von Christentum sprechen kann oder auch nur vom Geist Jesu.

Offenbar fühlen Sie sich weiter als „Christ“, weil Sie zwar weder die traditionelle Christologie noch Jesu eschatologische Vorstellungen teilen, – das ist auch beim besten Willen eigentlich schon lange nicht mehr möglich –, wohl aber seine allgemeinere, gewissermaßen messianische Vorstellung von der Erlösungsbedürftigkeit der Welt. Und der Geist Jesu erschöpft sich für Sie nicht in der Funktionalisierung seiner Ethik für die Eschatologie, sondern ist schon an sich ein notwendiges Heilmittel für unsere höchst defiziente Lebenswirklichkeit. Verstehe ich Sie so richtig?

Ich habe das Bedürfnis, mit Ihnen an *einem* Strang zu ziehen, muss aber gestehen, daß ich nicht auf demselben Boden stehe wie Sie. Ich bin kein Christ (nicht nur weil ich bereits vor 40 Jahren aus der katholischen Kirche ausgetreten bin), ja mir fehlen eigentlich schon die Voraussetzungen dazu, Christ (oder Jude) zu sein, da ich von nichts mehr durchdrungen bin als von der Überzeugung, daß die Wirklichkeit uranfänglich und letztlich *eine* ist. Anders gesagt: Ich bin ein (spinozistischer) Monist und kann als solcher nicht an eine grundsätzliche Erlösungsbedürftigkeit der Welt glauben, anders als Jesus und Sie. Ihr Glaube setzt einen Dualismus von Gott und Welt, Himmel und Erde, voraus, der mir wie eine herbeigedachte Spaltung des Einen vorkommt und allenfalls sekundäre Bedeutung hat. – Meine Art von Frömmigkeit verbietet mir, die Einheit der Wirklichkeit in Frage zu stellen, indem ich unsere Welt (die ein Aspekt des Ganzen ist), schmähe und zu überwinden suche. Ich mag auch nicht durch Christi Blut am Kreuz über den Satan siegen – denn Blutopfer sind mir ein Graus und den Satan als Widersacher Gottes gibt es nicht – oder mit Christo aus dem Grab über den Tod triumphieren – denn der Tod ist nicht mein Feind, da ich im Ganzen aufgehoben bin, ob ich lebe oder sterbe. Ich mag gar nicht „erlöst“ werden. Alles,

was ich suche, ist nur eine kleine Verbesserung meiner selbst und meiner Umwelt. Ja, ich glaube an die Verbesserungswürdigkeit des Unzulänglichen. Ich bin, wenn Sie so wollen, ein Meliorist, nicht einer, der alles von Grund auf, radikal anders haben will; denn die eine Wirklichkeit ist schließlich meine Heimat, mehr noch: mein Ein und Alles. Darin ist immerhin viel zu tun. Und so könnten wir uns wieder treffen, auch wenn Sie unvergleichlich mehr getan haben, als mir jemals möglich wäre.

Für Ihr Buch sage ich Ihnen aufrichtig Dank. Es hat mir geholfen, immer klarer zu sehen.

In der Gewissheit, daß Sie sich in einem guten Zustand befinden, grüße ich Sie aus diesem sehr unvollkommenen und doch so schönen Leben in herzlicher Verbundenheit,

Peter Tenhaef

Sehr geehrter, lieber Herr Schweitzer!

Wie ich gehört hatte, mochten Sie nicht gern direkt über Gott sprechen – aus Frömmigkeit. Darum habe ich mich in meinem ersten Brief zurückgehalten und nur über Jesus gesprochen, was Sie selbst ja auch ausgiebig getan haben. Da Sie aber nun nicht mehr leben, war meine Zurückhaltung vielleicht etwas übertrieben, und ich folge meinem Bedürfnis, Sie doch noch auf Gott anzusprechen. Was ihn angeht, dürften Sie in der Ewigkeit inzwischen klarer sehen als in irdischen Verhältnissen, wahrhaftig „sub specie aeternitatis“. Aber „sehen“ ist vermutlich ein schiefer Ausdruck für Ihre derzeitige Perspektive. Sie sind womöglich in einem viel allgemeineren Zustand, in dem auch Worte keinen rechten Sinn mehr haben. Schade für mich, daß ich da nicht mehr auf eine Gegenrede hoffen darf (zumal ich Worte überhaupt für eine ganz und gar menschlich-„diesseitige“ Sache halte – und mich schon deshalb nie für den fundamentalistischen Biblizismus erwärmen konnte).

Wahrscheinlich beneide ich Sie, kann mich andererseits noch eine gute Weile gedulden, bis ich selber in andere Verhältnisse komme. Ich erwarte freilich, dass da vom Ich im eigentlichen Sinn keine Rede mehr sein kann; denn „Ich“ ist ein Ausdruck des Bedingten, Begrenzten, man könnte auch sagen: eine temporäre Art von Wirklichkeitskonzentration. Es mag aber einen Unterschied machen, ob man sich in diesem irdischen Leben das künftige Dasein personal vorstellt oder eher grenzenlos, und entsprechend Gott als ein überdimensionales Ich oder als transpersonale Entität, wie es mehr dem von Pascal vehement zurückgewiesenen „Gott der Philosophen“ entspricht. Beides zugleich scheint mir schwerlich möglich zu sein. Wenn ich selbst auf die Grenzenlosigkeit setze – ich bin halt ein eingefleischter Romantiker –, so glaube ich andererseits doch keineswegs, in Nichts aufgelöst zu werden. Ja, ich bin sogar überzeugt, daß es das Nichts gar nicht gibt und alles nur eine Umwandlung ist. (In Bezug auf Energie und Materie glauben das, angesichts der zu Ihren Lebzeiten entwickelten Physik, inzwischen viele Menschen, in Bezug auf Geistiges seltsamerweise viel weniger; etliche halten heute alles Geistige geradezu für ein Phantom, und das sogar schon in

diesem Leben. Da können Sie sich denken, daß sich insgesamt das Geistige in unserer Gesellschaft seit Ihrem Tod nicht eben gehoben hat.)

In Ihrem Buch über das Reich Gottes sprechen Sie einmal anerkennend von Friedrich Schleiermacher, von der „tiefgehenden Zwiesprache“ zwischen Christentum und Philosophie in seinen *Reden über die Religion – an die Gebildeten unter ihren Verächtern*. Das hat mich gefreut und etwas überrascht; es ist einer von etlichen Punkten, die mich mit Ihnen verbinden. In den *Reden* versteht Schleiermacher Religion bekanntlich als „Sinn und Geschmack fürs Unendliche“ und grenzt sie von der philosophischen Metaphysik, aber auch von der Ethik ab. Gehen gerade Sie da in letzterer Hinsicht mit? Dann wäre Ethik für Sie keine primär religiöse, sondern eine allgemeinmenschliche Angelegenheit. Und ich dachte, Sie wollten am Jesuanismus (wenn schon nicht am Christentum) eben die Ethik retten. Oder verstehen Sie die, wie Sie selbst herausstellen, eigentlich eschatologisch begründete Ethik Jesu nur als Inspiration für eine allgemeine, nicht (unbedingt) religiöse Ethik? (Aus katholischer Sicht jenseits der Zwei-Reiche-Lehre ist freilich im Grunde alles religiös.)

Da wären Sie wohl nicht so weit von Spinoza entfernt, den Schleiermacher ja auch verehrt, geradezu wie einen Heiligen, allerdings nicht so sehr wegen dessen ausführlichen Überlegungen zur Ethik, sondern wegen seines lapidaren monistischen, allumfassenden Gottesverständnisses: „Deus sive natura“. Spinoza hatte übrigens – was die Theologen in ihrem Feindbild gar nicht so gerne hören – eine große Hochachtung vor Jesus; ja er (als ehemaliger Jude) hielt ihn für die wichtigste Figur der ganzen Bibel. Und die Bibel selbst sah er vor allem als ein praktisch-ethisches Buch – besonders für die, die mit der Philosophie und deren Gott nichts anzufangen wissen. (In metaphysischer Hinsicht sei die Bibel dagegen eher dürftig.) Sicher haben Sie auch einmal Spinozas *Theologisch-politischen Traktat* gelesen, der einige Jahre vor seiner *Ethica* erschien. Die Theologen haben sich nachhaltig darüber echauffiert. Und selbst der junge Leibniz sprach von einem „unverschämt frechen Buch“. Aus heutiger Sicht ist es dagegen eher ein verblüffend hellstichtiger Vorläufer der Bibelkritik, wie sie gerade auch von Ihnen betrieben wurde, und keineswegs destruktiv.

Aber näher zur Gegenwart! Wahrscheinlich haben Sie zu Ihrer Zeit nichts von der damals noch ziemlich jungen Theologin Dorothee Sölle gehört? Indem sie einen populären Song aufgriff, vertrat sie die Meinung: „‘All you need is love.’ Das ist das Evangelium, nichts darüber hinaus. Das ist der Gedanke, von dem die Bibel handelt. [...] Alles andere ist Nebensache, die wir uns getrost schenken können. [...] Gott ist, daß wir lieben können.“ Sie sprach damit vielen, vor allem

evangelischen und „modernen“ Christen aus der Seele. Leider muss man wohl sagen, daß das zum großen Teil Wunschdenken war und ist. Wer unbefangen das Alte Testament liest, wird schwerlich auf den Gedanken kommen, daß dessen Hauptbotschaft Liebe sei, eher schon Treue zum Gott Israels – um jeden Preis. (Übrigens spielt auch im heutigen wiedererstandenen Staat Israel Liebe keine erkennbare Rolle, vielmehr nach wie vor „Auge um Auge, Zahn um Zahn.“) Und die traditionelle christliche Lesart, daß das Alte Testament aus dem Blickwinkel des Neuen zu interpretieren sei, hat viel von seiner ehemaligen Überzeugungskraft verloren. Aber selbst wenn man es so sähe, haben Sie, lieber Herr Schweitzer, neben anderen, auch späteren Theologen, überzeugend nachgewiesen, daß es Jesus selbst (und auch seinen Anhängern) primär nicht um Liebe als solche ging, vielmehr um die Vorbereitung auf das baldigst hereinbrechende Reich Gottes. Dazu war die Nächsten- und sogar die Feindesliebe eher ein Mittel zum Zweck als ein Selbstzweck. Da wäre eine „Religion der Liebe“ im Kern eigentlich etwas Neues, das von der Botschaft Jesu allenfalls inspiriert wäre, etwa durch das beeindruckende Gleichnis vom barmherzigen Samariter.

Aber kann man da überhaupt noch von einer Religion sprechen? War der Samariter religiös oder hat er aus „purer Menschlichkeit“ gehandelt? War *Ihre* Liebe, mit der Sie so vielen Menschen und Mitgeschöpfen begegnet sind, wesentlich religiös begründet? Auf welchem Gott gründet sie? Wie mir scheint, haben Sie die Frage letztlich offen gelassen. Man könnte auch sagen, Sie haben so Fausts Ausrede vor Gretchen: Wer kann sagen, ich glaub ihn, ich glaub ihn nicht? ins Positive gewendet, in wahre Frömmigkeit. Dabei haben Sie sich am Ende Ihres Lebens von der christlich-dogmatischen Tradition des Glaubensbekenntnisses ein Stück weit distanziert und den Unitariern zugewendet, zweifellos aus derselben frommen Haltung. Ging es Ihnen da eigentlich nur um die Ablehnung des Trinitätsdogmas oder auch um den bei neueren Unitariern verbreiteten Pantheismus respektive spinozanischen Panentheismus?

Daß Gott *einer* ist und nicht drei, hat auch aus meiner Sicht – von Jesu eigenem Gottesbild ganz zu schweigen – alle Glaubwürdigkeit für sich. Aber ist dieser „eine Gott“ eine Person – wie er es zweifellos für Jesus und die Christen war? Ich kann nichts anderes denken, als daß er etwas viel Umfassenderes sein muß, in dem das Personhafte, so wie alle anderen Qualitäten der Wirklichkeit, gleicherweise inbegriffen wie transzendiert ist. (Person im eigentlichen Sinn ist Gott wohl nur in uns Menschen, nicht zuletzt im Menschen Jesus von Nazareth.) – Ja, ich bin nicht nur ein Romantiker, sondern eben auch ein Spinozist, was in puncto Entgrenzung

auf dasselbe hinausläuft. Der „Gott der Philosophen“ ist womöglich doch nicht so geringzuschätzen wie in der Sicht Pascals.

Jeder denkt und fühlt so hoch über Gott, eigentlich *in* Gott, wie er kann. Mehr darf man von uns Menschen nicht erwarten. – *Sie* werden es jetzt noch besser, ganzer wissen. Das freut mich für Sie und perspektivisch auch für mich und meine Mitmenschen.

Danke, daß Sie da waren und in gewisser Weise immer sind.

Peter Tenhaef